

Fall Mörgeli, Güzin Kar, Denis Diderot, Philipp Hildebrand, Zürcher Polizei

Nummer 47 – 21. November 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



Die dunkle Seite von Wikipedia

Manipulationen, Verdrehungen, Ausgrenzungen. *Von Rico Bandle*

Mythen der Landwirtschaft

Schweizer Bauern rufen nach dem Staat. Ein Unsinn. *Von Markus Schär*




ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865

**EL PRIMERO
CHRONOMASTER 1969**

F O L L O W Y O U R O W N S T A R



KURZ

SCHMUCK UND UHREN

Intern

Auf dem Titelblatt dieser Ausgabe ist das Logo von Wikipedia als Todesstern aus den «Star Wars»-Filmen dargestellt. Die Online-Enzyklopädie als weltweit meistbenutzte Quelle des Wissens besitzt zwar nicht die Kraft, ganze Planeten zu zerstören, ist aber doch zu einem ernstzunehmenden Machtfaktor geworden. Was dort drinsteht, prägt das Bild von Personen, Organisationen oder Unternehmen – im Guten wie im Schlechten. Zwar gibt Wikipedia vor, einen «neutralen Standpunkt» einzunehmen, dem ist aber nicht immer so: Oft stösst man auf einseitige oder ideologisch gefärbte Artikel. Wie kommt



Die grandiose Idee ist gefährdet.

das? Rico Bandle ist in das Universum Wikipedia eingetaucht, hat dessen Funktionsweisen und Machtstrukturen analysiert und festgestellt: Die grandiose Idee des offenen Lexikons ist zunehmend gefährdet. Die Zahl der freiwilligen Wikipedia-Mitarbeiter wird laufend kleiner, die Anfälligkeit für Manipulationen umso grösser. **Seite 20**

Haben wir im Zürcher Rotlichtmilieu bereits Zustände wie in Bangkok oder Rio? Sind kriminelle Netzwerke innerhalb der Polizei, wie wir sie bislang nur aus dem Film kennen, auch in der Schweiz möglich? Diese Fragen stellen sich nach der Verhaftung von fünf Beamten der Abteilung Milieu- und Sexualdelikte der Zürcher Stadtpolizei. Redaktor Alex Baur, der aufgrund seiner langjährigen Reportertätigkeit über gute Kontakte sowohl zu Fahndern wie auch zu Milieufiguren verfügt, begab sich auf Spurensuche. Dabei

stiess er in beiden Lagern auf interne Konflikte, die sich hinter der spektakulären Verhaftungsaktion verbergen. Noch lässt sich das Ausmass der Affäre schwer abschätzen, doch auf die eingangs gestellten Fragen fand Baur eine klare Antwort: **Nein. Seite 24**

Rechtzeitig zur Festtagszeit hat die Post die alljährlichen Sonderbriefmarken in Umlauf gesetzt. Füchlein Foxy, Rehkitz Bambi, Eule Emma und Eichhörnchen Jerry zeigen uns auf den Postportopapierchen, wie Tiere Waldweihnachten feiern. Dazu passend hat Polo Hofer die Prominentenmarke mit Gitarrenschwan kreierte. Doch die fröhliche Bescherung trägt. Die Briefmarke ist dem Tod geweiht. E-Mail und Skype schaufeln ihr das Grab. Um zu ergründen, was der Menschheit mit der Briefmarke verlorenginge, hat Urs Gehrig seine Sammelalben aus der Jugendzeit vom Dachboden geholt und ist unter Staubschichten auf Schätze von unermesslichem Wert gestossen. **Seite 42**

Es kommt selten vor, dass man in Schweizer Filmen herzlich lachen kann; dass ein ungehemmter Humor ausgekostet wird, der keine Rücksicht darauf nimmt, dass er von Kritikern als infantil oder primitiv bezeichnet werden könnte. Die Militärkomödie «Achtung, fertig, WK!» ist ein seltenes Exemplar dieser Spezies. Bereits hat sie über 160 000 Leute in die Kinos gelockt und ist damit der mit Abstand erfolgreichste Schweizer Spielfilm des Jahres. Das Drehbuch geschrieben hat mit Güzin Kar eine Frau, und erst noch eine mit Migrationshintergrund, wie man heute sagt. Bereit sie es ein bisschen, dass sie selber nicht im Militär war? Wir haben sie gefragt. **Seite 52**

Ihre Weltwoche

Umfassende Beratung.

LGT. Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),

Alex Baur, Urs Gehrig,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (Leitung),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (Leitung), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





*Ist ein Hauskauf
auch gesund für
Ihre Finanzen?
UBS Financial
Health Check.*

Jetzt Termin vereinbaren:
Telefon 0800 868 402 oder
www.ubs.com/financialhealthcheck

Vermögensverwaltung ist unser Handwerk seit 1862.
Mit UBS Financial Health Check bieten wir Ihnen bei grösseren Veränderungen der persönlichen oder finanziellen Situation eine ganzheitliche Finanzberatung. Diese fundierte Analyse geht über Anlagen hinaus und identifiziert Handlungsbedarf und Opportunitäten in allen Bereichen Ihrer Finanzen. Gerne beraten wir Sie persönlich mit neusten Werkzeugen. Wo immer Sie es wünschen.

Best Bank in
Switzerland



Wir werden nicht ruhen



Polizei

Kommunikationsdebakel in Zürich. Überflüssige SRG. Ludwig Erhard und Europa.
Von Roger Köppel

Die Zürcher Polizei sieht sich wegen einer Geschichte im Sexmilieu von Ermittlungen erschüttert, bereits schreiben die Zeitungen von «Korruption» und von «Skandal». Die Fakten sind unklar, die Rechtslage bleibt verworren. Der eigentliche Skandal besteht darin, dass die Chefs der Zürcher Polizei ihre eigenen Leute auf Vorrat ins schiefe Licht rücken. Der linksextreme Stadtrat und Polizeivorstand Richard Wolff kündigte bereits weitgehende Durchleuchtungen der Truppe an, obschon noch gar nicht klar ist, ob die Vorwürfe stimmen und ein solches Vorgehen rechtfertigen. Polizeichef Daniel Blumer plaudert ebenfalls munter drauflos, liefert Vorverurteilungen, sich selber widersprechend.

In einem Interview sagt Blumer: «Wir müssen die Fakten prüfen. Erst dann können wir sagen, ob es persönliches Versagen war oder ein Fehler im System.» Anders ausgedrückt: Die Vorwürfe stimmen, aber die tieferen Gründe sind noch unklar. Im gleichen Interview sagt der gleiche Blumer: «Wenn sich die Vorwürfe bewahrheiten, werden diese Kollegen nicht mehr bei uns arbeiten.» Auf einmal müssen die Vorwürfe, die er oben noch als erwiesen voraussetzt, erst noch überprüft werden. Mal so, mal anders: ein Kommunikationsinferno.

Es ist keine Bagatelle. Der Rechtsstaat lebt von der Unschuldsvermutung, und Polizisten leisten unschätzbare Dienste für die Gesellschaft. Sie haben es nicht verdient, öffentlich von ihren eigenen Chefs verdächtigt und vorverurteilt zu werden. Natürlich sollen die Vorfälle lückenlos aufgeklärt werden. Aber mir drängt sich hier einfach der Eindruck auf, dass Wolff und Blumer sich egozentrisch als Saubermänner inszenieren.

Sie sollten es nicht tun. Lasst die Justiz ihre Arbeit erledigen, und schweigt so lange. Öffentliche Vorverurteilungen, ja bloss Verdächtigungen von offiziellen Stellen reichen schon, um ein Verfahren zu beschädigen. Vorverurteilungen können einen öffentlichen Druck auf die Justiz erzeugen, den Vorverurteilungen Verurteilungen folgen zu lassen. Deshalb brauchen wir einen neuen Codex der Verschwiegenheit an der Spitze der Behörden.

Manchmal muss man einfach die Kraft haben, den Mund zu halten.



«Markante europapolitische Unterschiede.»

Eine der erfreulichsten Begleiterscheinungen der Euro-Krise ist die Schliessung des griechischen Staatsfernsehens. Was uns das sagt? In höchster Not, wenn die Kassen leer und die Politiker gefordert sind, die wahren Prioritäten zu erkennen, wird das öffentlich-rechtliche Fernsehen als das durchschaut, was es ist: eine an sich überflüssige Einrichtung, die nur deshalb weiterexistiert, weil die Entrichtung der Zwangsgebühren in ökonomisch guten Zeiten weniger Mühsal verursacht als ein politischer Kampf dagegen. Alle öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten laufen letztlich auf den Versuch hinaus, den Leuten be-

«Lasst die Justiz ihre Arbeit erledigen, und schweigt so lange.»

stimmte politische oder kulturelle Normen aufzuzwingen, denen sie sonst, wenn das Angebot vielfältiger und die Monopolmacht beseitigt wäre, gar nicht ausgesetzt würden. Dass die SRG die politische und intellektuelle Landschaft der Schweiz verzerrt, ist offensichtlich. Sie schafft, um nur ein Beispiel zu nennen, einen geschützten Markt für Journalisten, was wiederum die privaten Anbieter benachteiligt. Wer zur SRG wechselt, tauscht die Ungewissheit des Wettbewerbs gegen einen erheblichen Zugewinn an Beschäftigungssicherheit ein. Gleichzeitig gibt er die Freiheit preis und unterwirft er sich den gedanklichen Konventionen des staatlich konzessionierten Arbeitgebers. Nur totalitäre Staaten brauchen, um ihr Überleben zu sichern, öffentlich-rechtliche Medien, die von der Obrigkeit dauernd kontrolliert werden. In Demokratien sind solche

Institutionen überflüssig und politisch stets gefährlich, weil sie ihre Macht naturgemäss zu Propagandazwecken missbrauchen. Griechenland hat es besser.

Vor rund fünfzig Jahren hat sich der erste deutsche Nachkriegskanzler, Konrad Adenauer, nur höchst widerwillig im Alter von 87 Jahren von seinem Amt zurückgezogen. In der NZZ schrieb der Historiker Jürgen Peter Schmied darüber einen ausgezeichneten Artikel. Adenauer habe seinen designierten Nachfolger Ludwig Erhard verachtet, vor allem ausserpolitisch für eine Null gehalten. Bis zum Schluss wählte sich der «Alte» dem Jungen politisch überlegen, beliebter und auch insgesamt besser geeignet, die Geschicke der Bundesrepublik zu lenken. Schmied arbeitet in seiner klugen Analyse sehr schön die atmosphärisch-menschlichen Störungen zwischen diesen beiden Giganten der frühen Bundesrepublik heraus. Was er allerdings zu wenig gewichtet, sind die markanten europapolitischen Unterschiede zwischen Adenauer und Erhard, die fatal bis in die Gegenwart fortwirken. Zwischen Adenauer und Erhard tobte der Kampf von zwei einander völlig entgegengesetzten Konzeptionen Europas. Leider – aus heutiger Sicht – setzte sich am Ende Adenauer durch.

Adenauer war der klassische Europapolitiker, der die Gemeinschaft als politisches Projekt der fortschreitenden bürokratischen Unifizierung betrachtete. Erhard dagegen, der schlaue Erfinder der D-Mark, war ein durch und durch liberaler Freund der Wirtschaft und des Unternehmertums. Ihm schwebte ein Europa als Freihandelszone vor, was insofern interessant ist, als auch für Erhard die Sicherung des Friedens nach einem verheerenden Krieg ein grosses Anliegen war. Anders als Adenauer traute der spätere FDP-Kanzler allerdings eher den Kräften der Freiheit und des Marktes als den Eingebungen und Verfügungen einer sich grossräumig aufspreizenden Politik. Erhard war der Überzeugung, dass eine Freihandelszone genügt hätte, um Europa eine friedliche und prosperierende Zukunft zu beschieren.

Der Richtungsstreit dauert an. In der heutigen EU geben die Nachfolger Adenauers den Ton an. Sicher wäre es hilfreich, vor allem in Deutschland, die europapolitischen Vorstellungen Erhards aus den Archiven zu holen. Die Gegner einer blossen Freihandels-EU haben bis jetzt immer betont, dies sei mit dem europäischen «Friedensprojekt» nicht vereinbar. Dieser unbewiesene Satz steht als polemische Behauptung im Raum, wenn man sich die Debatte zwischen Adenauer und Erhard vor Augen führt. Bei seiner Abschiedsrede, schreibt Schmied, habe Adenauer seinen Nachfolger Erhard mit keiner Silbe erwähnt. Gerade heute wäre es für die Deutschen und die Europäer interessant, sich wieder an Erhard zu erinnern.



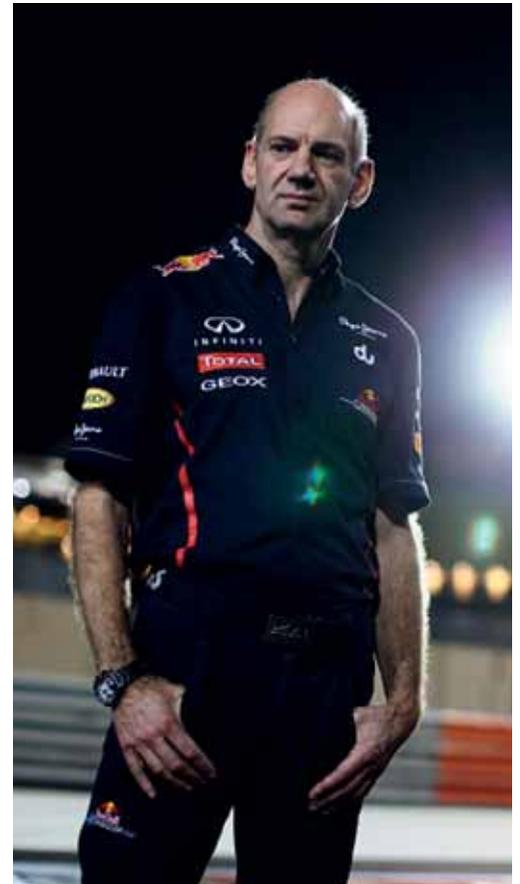
«Dirty Talk» ist in: Seite 46



Verhättschelt: Schweizer Landwirtschaft. Seite 26



Schuld ist immer das Klima: «Haiyan»: Seite 44



Vettels Konstrukteur: Adrian Newey. Seite 50

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Notorische Asylnomaden

11 Im Auge Sidse Babett Knudsen, «Politikerin»

12 Gastronomie Umbruch in der Schweizer Spitzenküche

12 Justiz Der Bundesrat und die Durchsetzungsinitiative

13 Personenkontrolle Karrer, Hensch, Kaddous, Longchamp, Hermann, Gentinetta, Wüthrich etc.

13 Nachruf Doris Lessing, Schriftstellerin

14 Ausland China und die Quadratur des Kreises

15 Wirtschaft Freihandel statt Personenverkehr

15 Die Deutschen Kuh vom Eis

16 Mörgeli Vereinte Steuereintreiber

16 Bodenmann Wandel braucht Emilys

17 Medien Die Bohème und der Rest

17 Gesellschaft Multitasking

18 Leserbrief/Darf man das?

Hintergrund

20 Die dunkle Seite von Wikipedia

Ein kleiner Kreis von Rechtgläubigen steuert den Inhalt der meistgenutzten Informationsquelle im Internet

24 Zürich Saubermann sieht rot

25 Schweiz Vertrauliche Dokumente zur Finanzlage

26 Mythen der Landwirtschaft

Schweizer Landwirte fordern noch mehr Schutz vom Staat

29 Sozialhilfe Immer mehr 18- bis 25-Jährige beziehen Fürsorge

30 Bank im Griff der Politik

Merkwürdige Beaufschlichter der Zürcher Kantonalbank

32 Blindflug in den Crash

Flurin Condraus Mobbing-Methoden (Weltwoche-Serie, Teil 2)

38 In eigener Mission

Philipp Hildebrands brisante Machtposition

41 Familieninitiative SVP-Präsident Brunner über die Gegner

42 Letzte Fetzen der Fantasie

Die Tage der Briefmarke sind gezählt

44 Willkommener Tropensturm

Die immer abenteuerlicheren Argumente der Klimaforscher

45 Umweltschutz Klimaaktivisten setzen auf Kernenergie

46 Sprich schmutzig mit mir

«Dirty Talk»: So vermeiden Sie unerwünschte Abgründe

48 Raub in vollendeter Form

Die Initiative «Für ein bedingungsloses Grundeinkommen» ist definitiv zustande gekommen

50 Leonardo da Vinci des Rennsports

Adrian Newey, Konstrukteur im Team von Sebastian Vettel



JAGUAR XF 4x4. BEGEISTERUNG, DIE VOR KEINER STRECKE HALTMACHT.

Im JAGUAR XF 4x4 kennt wahre Fahrfreude keine Grenzen und keine Jahreszeiten mehr: dank intelligentem Allradantrieb und JaguarDrive Control™. Je nach Strassenverhältnissen wählen Sie das Fahrprogramm Normal, Dynamic oder Winter - den Rest übernimmt die Technik, die für die optimale Kraftverteilung auf Vorder- und Hinterräder sorgt. So bringt JAGUAR die Leistung des 3.0-Liter-V6-Kompressor-Motors mit den Stärken eines Allradantriebs und dem für JAGUAR typischen Fahrgefühl auf die Strasse.

Erleben Sie den XF 4x4 jetzt bei Ihrem JAGUAR-Fachmann auf einer Probefahrt.

JAGUAR.CH



JaguarSchweiz



JAGUAR



«Ich bin selber Feministin»: Autorin Güzin Kar. Seite 52

Interview

52 «Wir müssten viel mehr streiten»

Güzin Kar, Drehbuchautorin der Militärkomödie «Achtung, fertig, WK!» über tölpelhafte Soldaten, lustige Frauen und beruhigende Psychothriller

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Der Schaum vom Traum

58 Bestseller

58 Pop Admiral James T. schreibt perfekte Popsongs

59 Kunst Kann ein Kunstwerk 142 Millionen Dollar wert sein?

59 Jazz Hassler

60 Der Mensch ist, wozu ihn die Regierung macht

Der grosse Philosoph Denis Diderot forderte die Autoritäten heraus und schuf ein neues Bild des Universums

62 Top 10

62 Kino «Blue Jasmine»

63 Fernseh-Kritik «Gesundheit heute»

64 Namen Schnittige Autos, coole Frauen

65 Hochzeit Lianne van Gent und Gion J. Fravi

65 Thiel Honigmund

67 Im Gespräch Jean-Paul Girardin, Breitling-Vizepräsident

68 Wein Gattinara DOCG 2007 und DOCG Riserva 2007

68 Die Besten Scharf und genau

69 Auto Range Rover Sport 3.0 SDV6 HSE

69 Zu Tisch Erme Kammer-Vakuummaschine Prive

70 MvH trifft Richard Dorfmeister, DJ und Produzent

Autoren in dieser Ausgabe

Toni Brunner



Der 39-jährige Landwirt ist seit 2008 Parteipräsident der SVP Schweiz. In seinem Beitrag wundert er sich über die Vehemenz, mit welcher die anderen Parteien gegen die SVP-Familieninitiative vorgehen, über die kommendes Wochenende abgestimmt wird. Seite 41

Adrian Lobe



Als freier Journalist schreibt Adrian Lobe u. a. für die Welt, die Zeit und die NZZ. In dieser Ausgabe würdigt er das Lebenswerk des grossen französischen Philosophen und Aufklärers Denis Diderot, dessen Geburtstag sich dieses Jahr zum 300. Mal jährt. Seite 60

Franken oder Euro?

Braucht Europa nationale Währungsräume? Die Herausforderungen der Eurokrise für die Schweiz.

Ivo Muri	Dr. Christoph Blocher	Dr. ec. Serge Gaillard
Christa Markwalder	Dr. Tobias Straumann	Dr. Philipp Gut

EINLADUNG zur Podiumsveranstaltung

Datum: Freitag, 29. Nov. 2013

Ort: GZI Seminar- und Kongresshotel, 6207 Nottwil LU. Anmeldung online: zeitzeichen@zeitag.ch. Eintritt: Fr. 30.–.

Mehr Infos: www.zeitag.ch



Hydrophobiertes Leder
 Durch Spezialbehandlung
 wird Leder Wasser ab-
 weisend: Es lässt Regen
 abperlen und ist unempfind-
 lich gegen Schnee, trotzdem
 kann es noch «atmen».



HELVESKO  **LADYSKO** und **dansko** -
 Bequemschuhe werden exklusiv für
 INTEGRA Nussdorf AG in der **SCHWEIZ**
 und in **EUROPA** produziert, mit viel
 Handarbeit für beste Qualität.



z.B. für SIE
HELVESKO 
EVENT
 schwarz, rot und camel
 Gr. 35-42 279.-



Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren 112-seitigen
 Herbst-/Winter-Katalog 2013:
INTEGRA Nussdorf AG
 Hauptstrasse 173 / 4422 Arisdorf BL
 Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter:
www.integra-ag.ch



Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

Arisdorf (BL) Hauptstrasse 173
Chur (GR) Vazerolgasse 1
Gossau (SG) St. Gallerstrasse 8
Ittigen (BE) Im Talgut-Zentrum
Luzern (LU) Frankenstrasse 12

Schlatt/Neuparadies (TG)
 Gewerbezentrum «paradies»,
 Diessenhoferstrasse 14c
Urdorf (ZH) Bergstrasse 37
Möhligen (AG) Salinenstrasse 12

Weitere Fachgeschäfte in:
 Genf, Lausanne, Losone, Sion und Yverdon

Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO 
 SWISS MADE

LADYSKO

dansko



Bild: Rémy Steingger



Bild: Château Faugères, Silvio Denz

Wine & Dine

Bordeaux-Reise der Extraklasse

Fliegen Sie mit dem Privatjet ins Bordeaux-Gebiet, und degustieren Sie die exklusivsten Weine der Welt – fachmännisch begleitet von Sommelier-Weltmeister Paolo Basso!

Auf dieser Bordeaux-Reise der Extraklasse verkosten Sie herausragende Premiers Crus sowie Premiers Grands Crus Classés A. In Châteaux mit klingenden Namen werden Ihnen auch die Mittagessen serviert.

Die Highlights

- Château Haut-Brion, Premier Cru
- Château Margaux, Premier Cru
- Château Latour, Premier Cru
- Château Pavie, Premier Grand Cru Classé A

Reiseprogramm

1. Tag – Montag, 19. Mai 2014

- 08.15 Privatjet-Flug Zürich–Bordeaux
- 10.15 Château Haut-Brion, Premier Crus; Besichtigung und Verkostung
- 12.00 Fahrt von Bordeaux nach Saint-Emilion
- 13.00 Mittagessen mit dem Schlossherrn Silvio Denz im Château Faugères
- 16.30 Château Pavie, Premier Grand Cru Classé A; Besichtigung und Verkostung
- 18.00 Fahrt zum Small Luxury Hotel «Grand Barrail», Saint-Emilion
- 20.30 6-Gang-Nachtessen im «Grand Barrail»

2. Tag – Dienstag, 20. Mai 2014

- 08.30 Fahrt von Saint-Emilion nach Pauillac
- 09.30 Château Margaux, Premier Crus; Besichtigung und Verkostung
- 11.30 Mittagessen im Château Pichon-Longueville
- 15.00 Château Latour, Premier Cru; Besichtigung und Verkostung
- 16.45 Fahrt von Pauillac nach Bordeaux
- 17.45 Privatjet-Flug ab Bordeaux nach Zürich
- 19.00 Ankunft am Privatjet-Terminal in Zürich

Ihr Guide: Paolo Basso

Der «Meilleur Sommelier du Monde 2013», «Meilleur Sommelier d'Europe 2010» und Eigentümer von Paolo Basso Wine, Lugano führt Sie persönlich durch die besten Bordeaux-Weingüter.



Weltwoche-Spezialangebot

Bordeaux-Reise der Extraklasse

Reisedatum:

Montag, 19., bis Dienstag, 20. Mai 2014

Leistungen:

- Park-&-Fly-Service in Zürich
- Privatjet-Flug ZCH-BDX-ZCH
- Lokaler Transport in Bordeaux
- Übernachtung im «Grand Barrail», inkl. Frühstück
- High-End-Weindegustationen
- 2 Mittagessen und 1 Nachtessen inkl. Getränke

Spezialpreise:

Kosten pro Person in Euro 3790.– (Fr.F* 4740.–)

*Fr.-Preise werden zum tagesaktuellen Mittelkurs umgerechnet.

Limitierte Teilnehmerzahl:

Min. 7, max. 12 Gäste. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

Anmeldung:

Alle Informationen und das detaillierte Reiseprogramm finden Sie unter: www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:

Executive CH GmbH
Yacht- und Privatjet-Reisen, 5430 Wettingen
Telefon 056 427 15 68
www.executive-private.ch
E-Mail info@executive-private.ch

Detaillierte Reiseinformationen unter:

www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

Executive
Privatjet-Reisen

 REISEGARANTIE



Notorische Asylnomaden

Von Peter Keller — Die Schweiz übernimmt brav die Asylpraxis der EU. Trotz Dublin-Abkommen narren falsche Flüchtlinge die Behörden, und schwule Afrikaner sollen leichter Asyl bekommen.



Die Dublin-Asylpolitik ist hochhoffiziell gescheitert.

Luxemburg zum Zweiten. Der Europäische Gerichtshof (EuGH) hat seine Haltung von 2011 nochmals bekräftigt: Asylsuchende dürfen nicht in EU-Länder abgeschoben werden, in denen «systematische Mängel» im Asylsystem herrschen.

Bisher galt das Prinzip, dass immer jenes Land für einen Asylantrag zuständig ist, in dem ein Asylbewerber EU-Boden betritt. Zieht er von dort in einen anderen EU-Staat weiter, kann er zurückgeschickt werden. So sieht es das Dublin-Abkommen vor. Nun haben die obersten EU-Richter im Fall eines Iraners anders entschieden: Er darf in Deutschland bleiben, obwohl er über Griechenland in die EU eingereist war. Den Euro dürfen die Griechen behalten, aber den EU-Standards für Asylanträge genügen sie nicht. Was gehen die Schweiz die Asyl-Vollzugsprobleme und Gerichtsentscheide der EU an? Inzwischen sehr viel, seit die Schweiz 2005 das Schengen/Dublin-Abkommen unterzeichnet hat und damit Teil der europäischen Asylpolitik wurde.

Die Urteile des EuGH werden mit schweizerischer Präzision übernommen, wie etwa jenes vom 7. November: Homosexuelle Flüchtlinge aus Afrika sollen in Zukunft leichter Asyl erhalten. Die zuständigen Asylbehörden und Gerichte müssen gemäss Richterentscheid in jedem Einzelfall prüfen, ob dieschwulen Asylbewerber in ihrem Heimatland verfolgt und diskriminiert

würden und wegen ihrer sexuellen Orientierung ins Gefängnis kämen. Es ist absehbar, dass die Schweiz in dieser Frage nachziehen wird.

Als 1951 in Genf die Flüchtlingskonventionen unter dem Eindruck des Zweiten Weltkrieges verabschiedet wurden, dachte wohl keiner an Asyl für schwule Afrikaner. Auch das Schengen/Dublin-Abkommen wurde der Schweizer Stimmbevölkerung mit Argumenten schmackhaft gemacht, die mit der Realität heute herzlich wenig zu tun haben. Im Abstimmungsbüchlein 2005 versprach der Bundesrat: Das Dubliner Abkommen richte sich gegen Missbräuche im Asylwesen: «Dank internationaler Zusammenarbeit muss ein Asylgesuch im gesamten Gebiet der EU und der Schweiz nur noch einmal behandelt werden.» Wunschdenken. Mit Wiedererwägungsgesuchen, Beschwerden, falschen Identitätsangaben können Asylbewerber die Behörden nach Belieben narren.

Ein Beispiel: Am 30. Juni 1998 reicht der ukrainische Staatsangehörige B. sein erstes Asylgesuch in der Schweiz ein. Da er abtaucht, wird auf das Gesuch nicht eingetreten. Im Jahr 2000 reicht B. ein zweites Gesuch ein. Da er bereits in Deutschland als Asylbewerber registriert war, wird er nach Deutschland überwiesen. Im Januar 2004 stellt der Mann in Norwegen ein Gesuch und zwischen März 2007

»» Fortsetzung auf Seite 12

Hinter dem Vorhang



Sidse Babett Knudsen, «Politikerin».

Es gibt in Dänemark angeblich nur zwei wirkliche Geheimzonen: was Politiker in ihren Hinterzimmern bereden und die Saucenrezepte grosser Küchenchefs. Adam Price, 46, ist Experte in beidem – einerseits ein populärer Fernsehkoch, andererseits der Drehbuchschreiber der erfolgreichen, in über siebenzig Länder exportierten TV-Serie «Borgen». Jetzt hat er erklärt, nach drei Staffeln des Polit-Dramas sei unwiderruflich endgültig hoffnungslos Schluss. Womit sich die Frage stellt: Was wird aus Birgitte Nyborg, der ersten Premierministerin, alias Sidse Babett Knudsen, der umwerfend authentischen Darstellerin der Politikerin? Sie könnte, bei ihren Beliebtheitswerten, dem Beispiel Clintons oder Blairs oder Schröders folgen und grosse Reden halten und fette Beratungshonorare kassieren. (Was sie, in der Serie, auch tat, aber der Drang zurück in die Politik war stärker.) Oder aus dem Stand tatsächlich Politikerin werden, aber Dänemark wird bereits seit 2011 von einer Frau regiert, von Helle Thorning-Schmidt, der Birgitte Nyborg in «Borgen» den Weg vorgezeichnet hatte.

Doch Knudsen, die auf dem Bildschirm mit allen menschlichen Schwächen, in ihrer zerbrechenden Ehe bis zum Quickie mit ihrem Chauffeur, erscheint, ist privat eine verschlossene Auster. Von der Lesbe bis zur Männerfresserin sind ihr mangels gesicherter Fakten schon alle Charakterkostüme umgehängt worden. Sie mag Musiker, ihr Bruder Nicolas Knudsen ist Gitarrist. Sie wurde mehrmals mit dem Rapper Track 72 gesehen. Sie spricht perfekt Englisch, weil sie einen Teil ihrer Kindheit in Tansania verbrachte. Als Mädchen wollte sie werden wie Liz Taylor und Vivien Leigh und sah sich, Originalton, «in glamourösen Frauenrollen mit gespaltener Seele, grossen Leidenschaften, grossen Träumen und Lügen». Sie ging aber nach Paris, obwohl sie kaum Französisch verstand, und schaffte es, ins Théâtre de l'ombre aufgenommen zu werden – sie blieb fünf Jahre. Inzwischen wird sie mit Preisen überhäuft und versteckt sich hinter dem Vorhang ihrer Berühmtheit. Am 22. November feiert sie ihren 44. Geburtstag, heimlich. Peter Hartmann

und Dezember 2008 nicht weniger als acht Gesuche in Schweden. 2010 ist dann Liechtenstein an der Reihe, darauf zum dritten Mal die Schweiz. Sowohl Schweden wie Norwegen werden eine Rückübernahme des notorischen Asylnomaden ablehnen. Am 2. August 2010 schreibt das Bundesamt für Migration (BfM) das Asylgesuch ab «infolge unbekanntem Aufenthalts».

Im März 2011 wird der Mann von der Flughafenpolizei Zürich auf Ersuchen der niederländischen Behörden «um Rückübernahme» entgegengenommen. Wieder in der Schweiz macht der Ukrainer geltend, er sei in den Niederlanden vom Gerüst gefallen und leide seither an Gedächtnisausfällen. Die Befragung muss vorerst abgebrochen werden. Im April 2011 ergeht gegen den Ukrainer eine erste Strafanzeige wegen Diebstahls. Der Therapiestaat Schweiz wird aktiv: Der abklärende Arzt empfiehlt eine psychiatrische Behandlung. Im Mai reicht eine zweite Ladenkette Strafanzeige ein.

Inzwischen wurde das Asylgesuch vom März 2010 abgeschrieben. Da der Beschwerdeführer ein weiteres Gesuch eingereicht hat, nimmt das BfM das Verfahren wieder auf. So geht der Tanz weiter: Mal verweigert der Ukrainer die Unterschrift, mal ist er nicht fähig zur Vernehmung. Dann folgt die nächste Beschwerde, dann wieder eine Verurteilung wegen Diebstahls zu einer «bedingten Geldstrafe». Am 15. März 2013 ergeht das 43-seitige Urteil des Bundesverwaltungsgerichts: Die Beschwerde wird abgewiesen. Aufgrund der Aktenlage müsse der Beschwerdeführer «als bedürftig betrachtet werden», womit die Rechtspflege unentgeltlich erfolge und keine Verfahrenskosten erhoben würden. Fortsetzung folgt. Garantiert.

Vierzehnmahl mehr Gesuche als Italien

2005 versprach der Bundesrat, dass die Schweiz dank Dublin «mehr Asylsuchende an die andern Länder zurückgeben kann, als sie von diesen übernehmen muss». Nochmals Wunsdenken. Das zeigt nicht nur der obige Fall, sondern ein Vergleich der Asylstatistiken. In Italien stellten 2012 gemäss Uno-Flüchtlingshilfswerk UNHCR 15 170 Personen ein Asylgesuch. Das sind 2,5 Gesuche pro 10 000 Einwohner. In der Schweiz waren es 28 631 Gesuche. Das sind 35,8 Gesuche pro 10 000 Einwohner. Also rund vierzehnmahl mehr, obwohl die Schweiz, wie der Bundesrat in den Abstimmungsunterlagen zum Schengen/Dublin-Abkommen beruhigte, «auf Grund ihrer geografischen Lage» nicht zu den «klassischen Erstasyllandern» gehöre. Aber Griechenland – das gemäss EuGH keine Asylsuchende mehr rückübernehmen muss – und Italien – das sein Problem einfach in Richtung Norden lotst. Der EU-Asylzirkus geht weiter, und die Schweiz macht brav mit. Immerhin macht das Urteil des EuGH deutlich, dass die Dublin-Asylpolitik hochhoffiziell gescheitert ist.

Gastronomie

Neue Generation

Von David Schnapp — Nenad Mlinarevic steht für einen Umbruch in der Spitzenküche.

Am Montagabend gab der Restaurantführer «Guide Michelin» seine neuen Bewertungen für die Schweiz bekannt. Das Land hat eine der höchsten Dichten von Sterne-Restaurants weltweit, von den 900 Lokalen, die im «Michelin» aufgeführt sind, haben 110 einen bis drei Sterne. Michael Ellis, ein gutgelaunter Texaner und Direktor der Gourmetbibel, bringt es auf die einfache Formel: «Die Leute wollen gut essen.»

Den steilsten Aufstieg in der Ausgabe 2014 machte Nenad Mlinarevic (*Weltwoche* Nr. 21/13, «Ein neuer Stern»), der sich im Restaurant «Focus», das zum luxuriösen «Park Hotel Vitznau» gehört, auf Anhieb zwei Sterne erkocht hat, was in der «Michelin»-Welt bedeutet: «Eine hervorragende Küche, verdient einen Umweg.» Man



Auf Anhieb zwei Sterne: Nenad Mlinarevic.

habe bei ihm, sagt der Chefredaktor des «Guide», geschmackliche Tiefe und eine ausdrucksstarke Handschrift erkennen können.

Pathos weicht lockerem Umgang

Mlinarevic steht für einen Umbruch in der Schweizer Spitzengastronomie, wo das französisch geprägte Pathos langsam, aber sicher einem lockereren, unverkrampfteren Umgang mit aussergewöhnlich gut zubereitetem Essen weicht. Er ist dabei so etwas wie der Stanislas Wawrinka der Küche, Sohn von Einwanderern, der sich mit harter Arbeit und viel Talent an die Spitze gekrampft hat. Mlinarevic hat auf der ganzen Welt bei Top-Köchen gelernt und kann auch aus etwas so Einfachem wie einer Aubergine etwas Aussergewöhnliches machen. Er geht unverkrampft, neugierig, aber mit grosser Präzision und hervorragender Technik auf die Dinge los. Die Küche wird leichter, regionaler und ein Küchenchef wie Mlinarevic will seine Gäste kulinarisch unterhalten und sie nicht mit grossem Brimborium beeindrucken. Das hat Zukunft.

Justiz

Was Recht ist

Von Markus Schär — Der Bundesrat will die Durchsetzungsinitiative amputieren.

Immer Ärger mit den Ausschaffungen: Im November 2010 nahm das Volk die Initiative «für die Ausschaffung krimineller Ausländer» zwar mit 54 Prozent klar an; Bundesrat und Bundesgericht weigerten sich aber, sie gemäss dem Volkswillen umzusetzen, weil sie das Völkerrecht verletze. Deshalb reichte die SVP im Dezember 2012 die Durchsetzungsinitiative ein, welche die angeblichen Probleme mit der Ausschaffungsinitiative klären sollte. Dafür listet das Volksbegehren die Vergehen auf, die zur Ausschaffung führen, und nennt die Gründe, wann Völkerrecht den Volkswillen brechen soll: «Als zwingendes Völkerrecht gelten ausschliesslich das Verbot der Folter, des Völkermords, des Angriffskrieges, der Sklaverei sowie das Verbot der Rückschiebung in einen Staat, in dem Tod oder Folter drohen.»

Internationales Recht geht vor

Gerade an diesem klaren Satz stösst sich der Bundesrat aber schon wieder. An seiner Sitzung vom Mittwoch, nach Redaktionsschluss dieser Ausgabe, sollte die Landesregierung über die Durchsetzungsinitiative entscheiden. Und dabei beantragte gemäss NZZ Justizministerin Simonetta Sommaruga, diesen Satz zu streichen, also erstmals eine Initiative für teilungültig zu erklären. Ihr gestrenges Bundesamt für Justiz brachte zwar keine Einwände vor, wohl aber die Juristen des Aussendepartements. Wie sie der NZZ steckten, müsse sich die Schweiz zwingend an die Europäische Menschenrechtskonvention und an die Genfer Flüchtlingskonvention halten. Diese verböten aber die Rückschiebung von Menschen nicht nur in Staaten, wo ihnen Tod oder Folter drohen, sondern das Verbot gelte auch für «Fälle, in denen der Betroffene mit Gefängnis oder unmenschlicher Behandlung rechnen muss».

Es bringt nichts, darüber zu werweisen, wie sich Folter und unmenschliche Behandlung unterscheiden, denn darum geht es nicht. Worum es geht, erklärt Sévrine Knuchel, Doktorandin der Freiburger Völkerrechtlerin Samantha Besson, in einer Abhandlung über «Initiatives populaires et droit international», die sie letzte Woche im Jusletter veröffentlichte. Die Schweiz wendet internationales Recht direkt an, und es geht nationalem Recht im Streitfall immer vor. Wenn das Stimmvolk in die Verfassung schreibt, was zwingendes Völkerrecht ist, verstösst es also gerade damit gegen das Völkerrecht – denn dieses legen die Völkerrechtler fest. Der Ärger hält an.

Personenkontrolle

Karrer, Hensch, Kaddous, Longchamp, Hermann, Gentina, Wüthrich, Merz, Annan, Nussbaumer

Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse bleibt auch unter der neuen Führung mit Präsident **Heinz Karrer** und Direktor **Jean-Marc Hensch** ein Generator peinlicher politischer Fehler. Um die zwei Volksinitiativen zur Drosselung der Zuwanderung zu bekämpfen, welche die SVP («gegen Masseneinwanderung») und die Vereinigung Ecopop («Stopp der Überbevölkerung») eingereicht haben, bestellte der Verband ausgerechnet bei der Genfer Professorin **Christine Kaddous** ein geeignetes Gutachten. Nun ist Juristin Kaddous alles andere als eine neutrale Wissenschaftle-



Peinliche politische Fehler: Heinz Karrer.

rin, sondern Inhaberin eines «Jean-Monnet-Lehrstuhls ad personam». Dieser schöne Titel, der zu satter Subvention aus Brüssel berechtigt, wird auf Antrag hin von der Exekutivagentur Bildung, Audiovisuelles und Kultur der EU ausschliesslich jenen Professuren verliehen, die sich «speziell der europäischen Integration widmen». Somit wird Christine Kaddous für ihre Studie zur Verteidigung der Personenfreizügigkeit nicht nur von Economiesuisse bezahlt, sondern ziemlich direkt auch von der EU-Zentrale, und zwar mit 45 000 Euro. (*upe*)

Ein «Standardwerk zum Funktionieren der Direktdemokratie» versprach der Politologe **Claude Longchamp** auf Twitter. Und der Sammelband «Abstimmungskampagnen. Politikvermittlung in der Referendumsdemokratie» verdient die Vorschusslorbeeren tatsächlich. Wer im Schweizer Polit- und Politologiebetrieb Rang und Namen hat, denkt da über die Eigenheiten der eidgenössischen Urnengänge nach. Der Politforscher **Michael Hermann** glänzt so mit gescheiterten Überlegungen zum Verhältnis von Elite und Basis: Die Weisheit der einfachen Stimmbevölkerung liege darin, «Konflikte an der gesellschaftlichen Basis unverstellt und frei von po-



Weisheit des Stimmvolkes: Michael Hermann.

litischen Ambitionen und Abhängigkeiten wahrzunehmen» und «aus Distanz auf vorgeblich alternativlose Projekte und Massnahmen zu blicken». Der Ex-Direktor von Economiesuisse **Pascal Gentina** beteuert in seinem (vor der «Abzocker»-Abstimmung geschriebenen) Aufsatz, die Wirtschaft habe gelernt, «auf die Sensibilitäten der Öffentlichkeit Rücksicht zu nehmen». Und der Journalist **Georges Wüthrich** verrät schliesslich, wie er mit dem *Blick* Abstimmungen entschied. So befahl er vor der Abstimmung zur Personenfreizügigkeit Bundespräsident **Hans-Rudolf Merz**: «Du musst schon noch etwas sagen, sonst geht die Abstimmung noch bachab.» Oder er ergatterte vor der Uno-Abstimmung noch ein Kurzinterview mit Uno-Generalsekretär **Kofi Annan**: «Da konnte ja nichts mehr schiefgehen.» (*sär*)

Eines muss man dem Baselbieter Öko-Financier und SP-Politiker **Eric Nussbaumer** lassen: Er steht zu den arithmetischen Tricks, mit denen er sein Geschäftsmodell propagiert. Angesprochen auf die milliardenschweren Zwangsabgaben für «Ökostrom», die in Deutschland zu gewaltigen Preisaufschlägen für die Konsumenten führten, obwohl die Strompreise auf dem freien Markt fallen, erwidert Nussbaumer auf seiner Facebook-Seite: «Es sind aber keine Mehrkosten, wenn eine Rechenmethode mit einem Zirkelschluss verwendet wird.» In einem nächsten Schritt will Nussbaumer einfach «nicht mehr zulassen, dass man die Kosten des Ausbaus der erneuerbaren Energien an den Preisen der Börse misst». Im Klartext: Mit Zirkelschlüssen und Denkverboten kann die Energiewende gelingen – wenigstens auf dem Papier. (*axb*)



Zirkelschlüsse: Eric Nussbaumer.

Nachruf



Kreative Selbstheilung: Autorin Lessing.

Doris Lessing (1919–2013) — Brüche, immer wieder Brüche. In Südafrika lässt sie, Mitte zwanzig, zwei kleine Kinder beim Vater zurück. Mutter zu sein, war für Doris Lessing der «Himalaja der Langleweile». Sie sperrte sich gegen Rollen, war Schriftstellerin, im Nachkriegs-London sollte sie das Thema der kreativen Selbstheilung schreibend für sich entdecken. Und allen fuhr sie über den Mund, die ihr mit Etiketten vorbeikamen. Humanistin? Feministin? «Writing Animal», das vielleicht. Sie widersprach Zuschreibungen mit der inneren Unabhängigkeit, die ihr literarisches Werk gross und avantgardistisch machte.

So ging sie auch am Tag der Literaturnobelpreis-Verleihung 2007 auf den Markt: «Oh Gott, das geht jetzt schon 30 Jahre!» Gewiss erhielt diese erdig-englische Simone de Beauvoir den Preis zu spät, denn sie war ja in allem zu früh: mit ihrer Kritik an der Geschlechterdiskriminierung wie mit der Geißelung des Kolonialismus in Afrika. Ihr Hauptwerk, «Das goldene Notizbuch» (1962), ein Präzisionswerk an Analyse und Selbstreflexion, speist sich, wie das meiste, aus zwei Quellen: ihrer unglücklichen Kindheit und dem Eindruck der übermächtigen afrikanischen Natur. Sie war den Feministen eine Schwester, den Kommunisten eine Genossin, den Literaten eine von ihnen. Dabei war sie viel weniger und doch viel mehr: eine radikale Menschenfreundin und Erkenntnishungrige über alle Grenzen. Doris Lessing starb am 17. November in London im Alter von 94 Jahren, sanft, und das ist nur gerecht. *Daniele Muscionico*

China und die Quadratur des Kreises

Von Hansrudolf Kamer — Die Führung Chinas vermittelt den Eindruck, sie sitze fest im Sattel. Mittel zum Zweck des Machterhalts ist eine Reformrhetorik, die Verbesserungen verspricht – wie glaubwürdig?



Die Quadratur des Kreises ist unmöglich. Unmöglich unter gegebenen Bedingungen ist auch die Reform eines reformunwilligen Machtapparats, wie der Sturz Gorbatschows in der Sowjetunion exem-

plarisch zeigte. China versucht es dennoch. Reformparolen nach dem dritten Plenum des Zentralkomitees weisen die Richtung. Xi Jinping, der alles überragende Führer, begründet sie damit, dass die gegenwärtige Entwicklung «unausgewogen, unkoordiniert und nicht aufrechtzuerhalten» sei.

Das trifft vermutlich zu. Doch kann ein so auf Stabilität ausgerichtetes Regime vernünftige Reformen einleiten, die seine Macht nicht gefährden? Bisher – das heisst seit Maos Tod – ist dies der Partei recht gut gelungen. Deng Xiaoping hat Wirtschaftsreformen durchgesetzt ohne politische Freiheit, ohne die Macht der Partei zu schmälern. Doch seit gut einem Jahrzehnt harzt es beträchtlich. Der Weg weg von der Kommandowirtschaft hin zur Marktwirtschaft ist an Grenzen gestossen. Die Erfolge lassen sich nicht ohne weiteres wiederholen.

Nimmt man die Rhetorik zum Nennwert, die das ZK-Plenum begleitete, so steht China vor einer grossen Reformwelle, die einen graduellen Rückzug des Staates aus der Wirtschaft zum Ziel hat. Nicht weniger als sechzig wegweisende Reformen sollen in den nächsten Jahren angestossen und verwirklicht werden, die China grundlegend verändern würden. Dies, weil der Staat nicht mehr allein die notwendigen Investitionen in der Wirtschaft tätigen kann und den Übergang zu einer effizienten Nutzung der Ressourcen behindert. Die Einsicht, dass der Markt das besser kann, greift um sich.

Private Banken – kleinere und mittlere – sollen zugelassen werden. Im Agrarsektor soll der Spielraum der Bauern erweitert werden, wozu auch Anpassungen des Landrechts gehören. Die Ein-Kind-Politik soll gelockert werden, doch nur ganz wenig, so viel, damit die Partei die Familien weiter drangsaliieren kann. Die Umweltverschmutzung soll endlich wirkungsvoll eingedämmt werden.

Wie rückständig China immer noch ist, sieht man an anderem. Im Rechtswesen soll die To-

desstrafe beschränkt und das harte Regime der Arbeitslager zur «Umerziehung» politisch missliebiger Überzeugungstäter nicht etwa abgeschafft, sondern neu aufgestellt werden. Das Land werde auch versuchen, wie es bei der staatlichen Nachrichtenagentur Xinhua wörtlich heisst, die Praxis, Geständnisse durch Folterungen und physische Gewaltanwendung zu erpressen, einzugrenzen. Urheberrechte sollen besser geschützt werden. Und so weiter.

Annäherung an den chinesischen Traum

Bei so spärlichem Reformwillen wird die Annäherung an den chinesischen Traum, von dem Xi immer wieder spricht, längere Zeit in Anspruch nehmen. Die Achillesferse des chinesischen Weges – seit langem – ist der fehlende Rechtsrahmen. Die Partei herrscht weiterhin willkürlich, und sie denkt nicht daran zurückzustecken. So erweckt denn die Reformrhetorik einen zwiespältigen Eindruck.

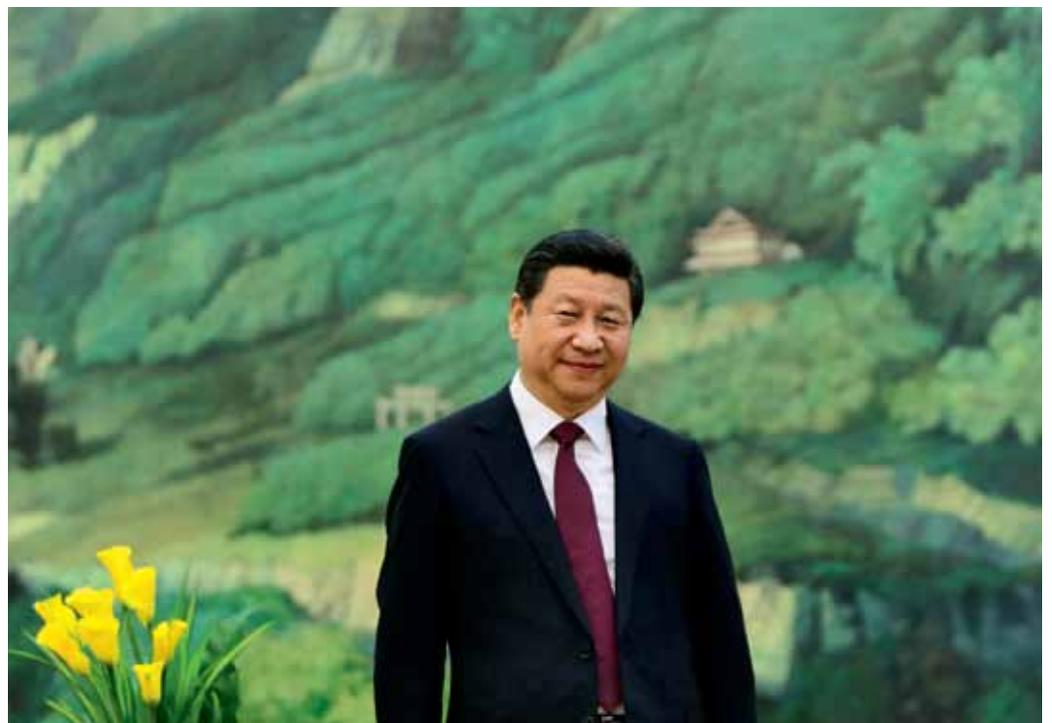
Es ist ja nicht das erste Mal, dass eine neue Führung mit Elan das Blaue vom Himmel herab verspricht und dann in den folgenden Jahren vieles im Sand verläuft. Einige der Vorhaben sind Ladenhüter früherer Erneuerungssappelle. So etwa auch der Beschluss, dass die Verfassung «auf ein neues Niveau» angehoben werden müsse. Keine Person oder keine Organisation dürfe über ihr stehen – ausser eben

jene, die es trotzdem tut. Die Partei fühlt sich nicht gebunden. In der Praxis dient die Berufung auf die Verfassung wie auch die permanente Korruptionsbekämpfung internen Machtkämpfen. Man kann damit bequem Gegner unschädlich machen.

Der neue nationale Sicherheitsrat soll sich mit der Sicherheit im Inland, mit Fragen zu Strategie und Verteidigung wie auch zur internationalen Diplomatie befassen. Xis Vorgänger Jiang Zemin und Hu Jintao hatten das auch versucht, das Vorhaben dann aber schubladisiert. Mit unfehlbarer Treffsicherheit wurde im Parteiorgan die neue Institution damit begrüsst, dass sie unter «Terroristen, Extremisten und Separatisten» Nervosität auslösen werde.

Die Terroristen, Extremisten und Separatisten sind in Tibet und in Xinjiang zu suchen, und möglich ist es auch hier, dass Xi das Gremium innerparteilich gegen Gegner seiner Antikorruptions- und Ideologiekampagnen benützt. Aussenpolitisch kann die Zentralisierung der Sicherheits- und Verteidigungspolitik bedeuten, dass der Einfluss der Volksbefreiungsarmee zurückgeht respektive stärker unter die Aufsicht der Parteiführung gestellt wird.

Kann, muss aber nicht. Xi Jinping schwärmt von der grossen Erneuerung der chinesischen Nation und einer Revitalisierung der Parteiherrschaft. Kommunisten hatten während ihrer guten Zeiten stets von der objektiven Korrelation der Kräfte gesprochen, die sich unweigerlich auf ihre eigenen Vorhaben günstig auswirkte. Dass Chinas Partei ihre starren Rituale beibehält, obwohl diese aus einer längst überholten Epoche stammen, lässt an ihrem Realitätssinn zweifeln. Wirtschaftsreform ohne Politik? Skepsis ist angesagt.



Schwärmt von grossen Erneuerungen: Staatspräsident Xi Jinping.

Freihandel statt Personenverkehr

Von Kurt Schiltknecht — Aus ökonomischer Sicht gibt es keine Argumente für die Personenfreizügigkeit mit der EU. Für die Schweiz kommt nur eine Kündigung in Frage.

Vor zweihundert Jahren hat der englische Ökonom David Ricardo mit Hilfe eines einfachen Modells gezeigt, dass der Freihandel für alle beteiligten Länder ein Vorteil sei. Jedes einzelne Land könne dann seine spezifischen Fähigkeiten bei der Güterproduktion ausspielen, beispielsweise Portugal im Weinbau und England in der Tuchproduktion.

Inzwischen ist die Weltwirtschaft komplexer und der Welthandel riesig geworden. Doch nach wie vor hat Ricardos Aussage Gültigkeit. Die Länder, die dem Freihandel frönen, weisen einen hohen Wohlstand auf. Es ist deshalb verständlich, dass die EU dem freien Austausch von Gütern, Dienstleistungen und Kapital einen sehr hohen Stellenwert einräumt.

Wenn nun aber die EU im gleichen Atemzug die Personenfreizügigkeit nennt, weckt dies falsche Assoziationen. Im Gegensatz zum Freihandel lässt sich eine uneingeschränkte Personenfreizügigkeit nicht mit ökonomischen Argumenten rechtfertigen. Sie ist eine rein politische Idee. Die EU-Politiker versprechen sich davon eine stärkere Durchmischung der Bevölkerung und eine schnellere Entwicklung einer europäischen Identität. Ähnliche Ideen standen schon bei der Einführung des Euro Pate.

Die Exponenten der EU befürchten nun, dass eine Aufkündigung des Freizügigkeitsabkommens durch die Schweiz ein Fanal für die reicheren EU-Länder wäre, weiterhin die Zuwanderung aus gewissen Ländern zu beschränken. Der Prozess zur Bildung einer europäischen Identität würde ein weiteres Mal gestoppt.

Höhere Mieten, weniger Geld

Die Erkenntnis, dass eine unbeschränkte Zuwanderung für ein reiches Land von Nachteil ist, setzt sich vor allem bei der von der Zuwanderung betroffenen Bevölkerung durch. Immer mehr Leute merken, dass es ihnen nichts bringt, wenn dank der Zuwanderung die Wachstumsraten des Volkseinkommens und die Bilanzsummen der Unternehmen höher sind. Für den Mann von der Strasse zählt die Entwicklung seines realen Einkommens. Sieht man vom Jahr 2009 ab, so sind trotz guter Wirtschaftsentwicklung die schweizerischen Löhne nur bescheiden gestiegen.

Dies überrascht nicht. Mit der Zuwanderung wird das Arbeitsangebot grösser und der

Spielraum für höhere Löhne kleiner. Besonders negativ wirkt sich die Zuwanderung auf die Arbeitskräfte in den Ballungsgebieten aus. Weil die Mieten in diesen Regionen stark steigen, bleibt den Leuten für die übrigen Ausgaben weniger Geld.

Die Gewerkschaften und andere linke Kreise wollen dem Lohndruck mit vertraglich festgelegten Minimallöhnen und schärferen Kontrollen über deren Einhaltung entgegentreten. Früher oder später werden auch sie feststellen, dass ein durch ein grösseres Arbeitsangebot ausgelöster Lohndruck mit administrativen Massnahmen nicht zum Verschwinden gebracht werden kann. Zurück bleiben wird eine aufgeblähte Bürokratie und ein ineffizienter Arbeitsmarkt.

Es gibt nicht wenige, die das Unbehagen der Bevölkerung als übertrieben oder nationalistisch abtun und eine unbeschränkte Zuwanderung als Vorteil für die Schweiz preisen. Das ist falsch. Keine Studie zeigt, dass eine uneingeschränkte Personenfreizügigkeit der grossen Mehrheit eines Landes wirtschaftliche Vorteile bringt. Mit der Öffnung der Grenzen steigt das Arbeitsangebot. Die Arbeit wird im Vergleich zum Kapital billiger. Dies macht eine kapitalintensive Produktion weniger attraktiv. Der Druck auf die Verbesserung der

Wettbewerbsfähigkeit durch Investitionen und Innovationen lässt nach. Zusätzlich bläht sich wegen des zusätzlichen Wohnungsbedarfs der Bausektor auf. Die Schweiz hat eine solche Entwicklung bereits in den 1960er Jahren durchgemacht und später mit Restrukturierungen und Arbeitslosigkeit teuer bezahlen müssen.

Ein freier Personenverkehr hat auch für die Auswanderungsländer Nachteile. Gute Arbeitskräfte verlassen das Land, das Humankapital schrumpft, und Dörfer und Städte entleeren sich. Welche Folgen dies für wirtschaftlich schwache Regionen hat, kann in Südeuropa beobachtet werden.

Der Schweiz wird im Interesse einer erfolgreichen Wirtschaftsentwicklung letztlich keine andere Wahl bleiben, als den unbeschränkten freien Personenverkehr mit der EU aufzukündigen. Gleichzeitig sollten dafür die Bemühungen für einen umfassenden Freihandel verstärkt werden. Die Zukunft der Schweiz liegt im Freihandel und nicht im freien Personenverkehr.



Kuh vom Eis

Von Henryk M. Broder — Die Grosse Koalition lässt lange auf sich warten.

«Eile mit Weile!», sagt ein deutsches Sprichwort. Ein anderes empfiehlt: «Gut Ding will Weile haben.» Ein drittes warnt: «Nur keine jüdische Hast.» Wer öfter mit



der Deutschen Bahn unterwegs ist, der weiss, dass es sich nicht um leere Sprüche handelt. Sehr beliebt sind auch Weisheiten wie: «Rom wurde auch nicht an einem Tag erbaut» oder: «Drum prüfe, wer sich ewig bindet.»

Insofern überrascht es nicht, dass 77 Vertreter von CDU, CSU und SPD seit mehr als einem Monat über die Bildung einer Grossen Koalition beraten. Alles soll vertraglich festgelegt werden: die Mautgebühr auf deutschen Autobahnen, die Frauenquote in Aufsichtsräten, die Fortsetzung der Energiewende, die Regularien für die Homoehe. Dabei geht es im Schnecken-tempo mal voran, mal zurück. Was den Mindestlohn angeht, eine der Sine-qua-non-Forderungen der SPD, hat sich die Arbeitsgruppe Arbeit und Soziales auf die Bildung einer Kommission geeinigt, der je drei Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer angehören sollen. Der Vorsitzende soll durch das Los bestimmt werden. Die Kommission könnte ebenso gut auf eine Runde «Mensch ärgere dich nicht!» zusammenkommen, denn erstens steht fest, dass der Mindestlohn 8.50 Euro betragen wird, und zweitens wird am Ende die Kanzlerin alles allein entscheiden.

Aber: «Die 77 Ritter der grossen Schwafelrunde» (*Die Welt*), von denen die meisten eh nur dabeisitzen, ohne etwas zu sagen, wollen den Atem der Geschichte spüren. Also lassen sie sich Zeit, viel Zeit. Die amtierende Kanzlerin soll Mitte Dezember zum dritten Mal zur «ersten Dienerin der Bundesrepublik» gewählt werden. Bis dahin sollen «alle Kühe vom Eis und in trockenen Tüchern» sein.

Bis es so weit ist, könnte man auch darüber nachdenken, wozu eine Regierung gebraucht wird, wenn alles, worüber sie entscheiden soll, bereits im Vorfeld festgelegt wurde. Wäre es nicht sinnvoll, eine Firma damit zu beauftragen, den Koalitionsvertrag in die Praxis umzusetzen, also die Regierungsgeschäfte outsource zu lassen? Price Waterhouse Coopers, McKinsey, Ernst & Young? Damit die Regierung das machen kann, wovon sie wirklich etwas versteht: sich auf die nächsten Wahlen vorbereiten.

Vereinte Steuereintreiber

Von Christoph Mörgeli

Der Herr der Fliegen ist zurück. Nach seinem Prognose-Debakel zur Minarett-Initiative, damals sagte der Haus-Politologe der SRG ein klares Nein voraus, war temporär Zerknirschung angesagt. Nun flattert Claude Longchamp wieder fröhlich mit. Die von ihm im Auftrag des Schweizer Fernsehens erstellte Trendumfrage sagte im Oktober noch ein klares Ja zur Familieninitiative voraus: 64 Prozent der Befragten wollten der SVP-Vorlage zustimmen, 25 Prozent ablehnen.

Was folgte, war ein Aufstand der vereinten Steuereintreiber. Die FDP definierte den Liberalismus neu: Steuerabzüge (Familieninitiative) lehnt die Partei ab und befürwortet im Gegenzug eine 150-Prozent-Gebührenerhöhung (Autobahn-Vignette). Die «Familienpartei» CVP gönnt der SVP noch weniger als den Familien und killt die steuerliche Gleichstellung aller Betreuungsmodelle. Und die SP hechelt von einer «Herdprämie» – und propagiert gleichzeitig die «Büroprämie», damit die Mütter möglichst schnell wieder ins ökonomische Hamsterrad zurückkehren.

Schliesslich werden die Finanzdirektoren von links bis rechts eingeflogen. Sie warnen vor «Steuerausfällen». Dass diese 1,4 Milliarden nur dann anfallen, wenn der Maximalbetrag abgezogen werden darf, ist die eine Sache. Aufschlussreicher wäre, diese Summe in einen grösseren Zusammenhang zu stellen: Im Jahr 2000 nahmen die öffentlichen Haushalte total 131,5 Milliarden Franken ein. 2010 kassierten Bund, Kantone und Gemeinden bereits 191,8 Milliarden. Ein Plus von mehr als 60 Milliarden. Der Staat ist eine fette Gans, die sich selber stopft.

2011 verfügten die öffentlichen Haushalte sogar über 198,6 Milliarden. Nochmals 6,8 Milliarden mehr als im Vorjahr. Selbst wenn wir vom maximalen Steuerabzug ausgehen: Die Familieninitiative «kostet» gar nichts. Die Staats-Gans würde nur etwas weniger gestopft.

Und der Herr der Fliegen? Dieser schaut schmunzelnd zu, wie die aufgeschreckten Mitte-links-Parteien ihren Steuerfladen verteidigen. Praktisch ist, dass SP-Mitglied Longchamp die Abstimmungsergebnisse gleich selber kommentieren darf, die seine Firma zuvor für die SRG prognostiziert hat. Noch praktischer ist, dass er die Ergebnisse mit seinen bezahlten Umfragen in seinem Sinn beeinflussen kann.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Wandel braucht Emilys

Von Peter Bodenmann — Die neue Miss Schweiz hat begriffen, wie Mobilität funktionieren muss. Im Unterschied zu den Politikern.



«Mit meinem Hund Muffin spielen»: Dominique Rinderknecht im Blick.

Dominique Rinderknecht ist die amtierende Miss Schweiz. In den letzten Jahren haben Miss-Schweiz-Wahlen an Attraktivität verloren. Vielleicht zu Unrecht.

Die Zeiten ändern sich. Viele junge Frauen und Männer haben gar keinen Fahrausweis mehr. Sie bewegen sich im öffentlichen Raum, ohne selber ein Auto zu steuern.

Die Permis-Verweigerer sind die Vorboten einer neuen Zeit, in der es keine klare Trennlinie zwischen öffentlichem und privatem Verkehr mehr geben wird. Und in der sich alle Stau- und Öko-Ängste ohne bleibende Traumata sanft auflösen. Schlicht und einfach, weil Elektroautos, die sich selbst steuern, und Strombusse neue Formen der bedürfnisorientierten Mobilität befriedigen. Fahrausweise werden etwas später so überflüssig sein wie die längst in Vergessenheit geratenen IBM-Kugelpapier-Schreibmaschinen.

Job auf sicher

Schweizer Politiker und ihre Parteien sind Statiker. Sie können und wollen die Zukunft nicht antizipieren. Sie wollen nicht einmal wissen, wie viel Strassen und Parkraum wir noch brauchen, wenn intelligente Rechner uns suboptimal agierende Autofahrer ablösen. Und die Schlitten der Autovermieter uns vor unseren Haustüren abholen und vor den Büroeingängen ausladen.

Ganz anders die neue Miss Schweiz. Dominique Rinderknecht weiss haargenau, was sie von der Automobil-Industrie erwartet.

Auf der Auto-Seite des Boulevardblatts *Blick* vom 14. November 2013 bringt sie ihre Bedürfnisse auf den Punkt: «Mein Traumwagen

«Nicht erst seit Christa Rigozzi ist klar: Die Wahl zur Miss Schweiz ist ein Sprungbrett.»

ist ein Auto, das alleine fährt. Dann könnte ich während der Fahrt arbeiten, schlafen oder mit meinem Hund Muffin spielen, der mich oft zu Terminen begleitet.»

Nicht erst seit Christa Rigozzi ist klar: Die Wahl zur Miss Schweiz ist ein Sprungbrett. Wer etwas aus sich macht, wer es somit im Unterhaltungs- und Werbebusiness gut macht, hat auf längere Dauer einen abwechslungsreichen Job auf sicher.

Die Autoindustrie wird, wenn sie den sich selbst steuernden Elektroautos zum schnellen Durchbruch verhelfen will, Missen wie Dominique Rinderknecht brauchen. Denn jeder Wandel braucht Ikonen, braucht Emilys. Und mit Hund Muffin holt Rinderknecht erst noch alle Tierli-Freunde ab.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Bohème und der Rest

Von Kurt W. Zimmermann — Arbeiten Journalisten viel? Nur dann, wenn sie keine Edelfedern sind.

Der Protestbrief beschrieb ein Unternehmen, das seine Beschäftigten ausbeutet, wie man das sonst nur von den Grubenarbeitern in Lateinamerika kennt.

Die Arbeitsbelastung, so beschrieb der Protestbrief, erreicht «enorme Ausmasse». Die Atmosphäre ist «häufig bedrückt». Der Umgangston ist «gereizt». Der Aufwand ist «riesig». Die Stimmung ist «schlecht». Der Befehlston ist «barsch». Gefallen an dieser Tristesse finden nur die Aktionäre. Denn ihre Marge ist «viel zu hoch».

121 von gut zweihundert Redaktoren des *Tages-Anzeigers* unterschrieben letzte Woche ihren Protestbrief. Sie schickten ihn an ihren VR-Präsidenten, also den Mann mit der viel zu hohen Marge.

Nun, arbeiten Journalisten wirklich so viel?

Mit Sicherheit arbeiten Journalisten heute mehr als je in ihrer Vergangenheit. Während Jahrzehnten war netto eine 30-Stunden-Woche der Normalfall. Die Redaktionen waren üppig bestückt, denn die Werbegelder strömten.

Ich kann mich gut erinnern, denn ich gehörte noch zu dieser goldenen Generation der journalistischen Bohème. Wir kamen um elf auf die Redaktion. Erst lasen wir ausgiebig die Zeitungen, dann verfügten wir uns zum Italiener um die Ecke. So gegen halb vier, nach dem letzten Grappa, kehrten wir ins Büro zurück.

Ab dem Jahr 2002 setzte in der Branche der Kostendruck ein. Die Print-Redaktionen schrumpften seitdem deutlich. Ebenso deutlich wuchs auch der Aufwand, weil neu auch der Online-Auftritt zu bestreiten war.

Heute liegt der Personalbestand von Redaktionen grösserer Blätter wie *Blick*, *Tages-Anzeiger* und *NZZ* ungefähr auf dem Stand von jenem vor zehn Jahren, meist gar etwas darunter. Allerdings produziert dasselbe Team nun sowohl die gedruckte wie die digitale Ausgabe. Man nennt das Konvergenz. Dadurch stieg die wöchentliche Arbeitszeit oft auf über vierzig Stunden. In verantwortlicher Stellung kann es auch über fünfzig Stunden sein.

Journalisten arbeiten damit etwa gleich viel wie Anwälte, Spitalärzte, Bankkader, Produktmanager und Ingenieure. In diese Liga gehören sie auch hin. Sie sind damit bloss im heutigen Arbeitsalltag angekommen. Darum wirken ihre Protestbriefe eher befremdlich.

Nun muss man allerdings wissen, dass Redaktionen Zweiklassengesellschaften sind. Neunzig Prozent der Belegschaft arbeiten brav ihre Stunden ab. Zehn Prozent aber flanieren. Sie haben die Bohème in die heutige Zeit hin-



Zweiklassengesellschaft: Journalist Seibt.

übergerettet. Die zehn Prozent nennt man die Edelfedern. Sie sind die auffälligsten Schreiber und Rechercheure eines Blatts.

Aus aktuellem Anlass betrachten wir einmal die Edelfedern des *Tages-Anzeigers*. Wir nehmen die sechs wohl bekanntesten Namen. Wir zählen aus, was sie, während der beiden Monate vor dem Protestbrief, an Beiträgen für ihren Titel geliefert haben. Wir zählen ihre Zeitungsartikel wie ihre reinen Online-Artikel.

Edelfeder	Artikel pro Monat
Constantin Seibt	5
Hugo Stamm	5
René Staubli	7
Thomas Knellwolf	8
Iwan Städler	9
Jean-Martin Büttner	12

Auch wenn wir grosszügig rechnen, dann sind manche unserer Edelfedern maximal ein, zwei Wochen pro Monat beschäftigt. Sonst sitzt die Luxusklasse im Kaffeehaus oder sonst wo, aber sicher nicht an der Schreibmaschine.

Sollen wir es nun beklagen, dass nur die geprügelte Mehrheit der Redaktion Protestbriefe gegen ihre Arbeitsbedingungen schreibt?

Nein, wir beklagen es nicht. Wir freuen uns sogar, dass sich ein Stück Bohème bis heute auf unseren Redaktionen des Industriezeitalters gehalten hat.

Multitasking

Von Beatrice Schlag — Unnützlich – ausser im Haushalt.

Frauen können ein Kind im Arm haben, Musik hören, den Risotto umrühren und in ein Handy reden, das sie sich zwischen Kinn und Schulter geklemmt haben. Es fällt ihnen nicht einmal auf. Wenn man einen Mann, der gerade Wäsche faltet, bittet, schnell den Babysitter für morgen zu organisieren, bricht er in Protestgeheul aus. Ich wurde den Verdacht nie los, dass die männliche Unfähigkeit, zu Hause mehr als ein Ding aufs Mal zu erledigen, gezieltes Kalkül ist, um der Zumutung weiterer Hausarbeit zu entgehen. Die Überlegenheit der Frauen im häuslichen Multitasking ist inzwischen von der Forschung bestätigt. Sobald es allerdings um elektronische Geräte geht, sind Männer den Frauen nur unwesentlich unterlegen. Beide Geschlechter können, sofern sie unter fünfzig sind, meist problemlos e-mailen, fernsehen, tweeten, Youtube checken und SMS losschicken. Und zwar ziemlich gleichzeitig. Darauf sind sie stolz, und sie fühlen sich cool.



Leider zu Unrecht. Elektronisches Multitasking macht nicht schneller, sondern vor allem zerstreut und unfähig, Wesentliches von Unwesentlichem unterscheiden zu können. Der vor kurzem verstorbene Psychologe, Soziologe und wohl berühmteste Multitasking-Forscher, Clifford Nass, hatte sich für die Multitasking-Fähigkeit seiner Studenten vor allem deshalb so interessiert, weil er sie nicht beherrschte und die Studenten deswegen bewunderte. An der kalifornischen Elite-Universität Stanford wies er zu seiner eigenen Überraschung nach, dass Multitasking überhaupt nicht effizient ist. Seine Studenten behaupteten zu Unrecht, sie könnten sich bei Bedarf auch laserscharf auf ein einziges Thema konzentrieren. 25 Prozent von Stanfords Top-Studenten waren dazu nicht in der Lage. «Unser Gehirn ist bemerkenswert anpassungsfähig», sagte Nass, «durch Multitasking lernte es neu denken. Aber das Gehirn ist nicht elastisch. Es schnappt nicht bei Bedarf dahin zurück, wo es früher war.» Die Frage, ob das Gehirn mit Training wieder zur alten Konzentrationsfähigkeit zurückfinden könne, versuchte Nass vergeblich zu beantworten. «Es ist so gut wie unmöglich, unter Studenten eine Gruppe von Multitaskern zu überzeugen, zwei Wochen damit aufzuhören.» Mit andern Worten: Selbst die Neugier aufs eigene Gehirn kommt einem abhanden.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sein fertig gelesenes Taschenbuch im Zug liegen lassen? *Philipp Härri, Reinach*

Ja. Das spricht zwar nicht gerade für Sie als Buchliebhaber, aber unter Umständen leisten Sie damit jemandem beschäftigungstherapeutisch Erste-Hilfe, dessen Smartphone gerade keinen Empfang hat. Je nach Art der Lektüre und der Anzahl Ihrer Nach-Leser steigt dadurch sogar das Niveau der Allgemeinbildung. *Sacha Verna*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Historiker sind wie Journalisten Kinder ihres Zeitalters und nicht per se Ideologen.» *Robert U. Vogler*

Nur die dunklen Seiten

Nr. 46 – «Wir Schweizer»; Berichterstattung zur Schweizer Geschichte von Peter Keller und Urs Paul Engeler

«Historiker sind keine Wissenschaftler, sondern eifernde Ideologen und verkappte Politiker. Darum ist ihnen der Geldhahn zuzudrehen», so der Lead im Artikel von Urs Paul Engeler. Der erste Teil der Aussage ist falsch, dem zweiten Teil ist vorbehaltlos zuzustimmen. Geschichte ist wie Medizin oder Jurisprudenz keine exakte Wissenschaft, der Interpretationsspielraum ist oft gross.

Historiker sind wie Journalisten Kinder ihres Zeitalters und nicht per se Ideologen, darum haben wir fast nur linksorientierte Vertreter beider Berufsgattungen in unserer durchsozialisierten westlichen und schweizerischen Gesellschaft. Geschichtsschreibung im Auftragsverhältnis aber, seien es nun Firmengeschichten oder Berichte staatlicher Kommissionen, ist klar abzulehnen. Bereits Edgar Bonjour mit seiner «Geschichte der schweizerischen Neutralität» ist ein Grenzfall, während die Bergier-Kommission ein gröberer Unfall war – mit Kosten von deutlich über zwanzig Millionen Franken. Einzelne Mitarbeiter, welche die Knochenarbeit zu leisten hatten, gestanden offen ein, dass sie nur die dunklen Seiten der Schweizer Geschichte im Zweiten Weltkrieg auszuleuchten hatten.

Mehr voreingenommen kann man nicht sein. Höhepunkt war dann die Präsentation

des Schlussberichtes durch die Mitglieder der Kommission am 22. März 2002 in Bern. Georg Kreis, offenbar zuständig für die linientreue Berichterstattung und Rezeption der 25 Berichte, verstieg sich doch zur Ermahnung, nun sei es angebracht, die Inhalte der Berichte auf keinen Fall zu hinterfragen und sie für das nächste Jahrzehnt oder besser für noch länger als die Wahrheit zu akzeptieren. Da ist die grosse Sowjet-Enzyklopädie nicht mehr weit, die festschrieb, was zu denken war – *Tempi passati*. Das gilt hoffentlich auch für die staatlich angeordnete Geschichtsschreibung.

Robert U. Vogler, Baden

Nüchtern betrachtet, das heisst so, wie dies Urs Paul Engeler in seiner ausgezeichneten Analyse tut, hat die Schlacht am Morgarten mit der Frage eines EU- und/oder Nato-Beitritts der Schweiz nichts zu tun. Denn kein neulinker Geschichtsinterpret kann leugnen, dass Habsburg seit rund 500 Jahren in der Schweiz nichts mehr zu sagen hat, was aber die meisten Zeitgenossen wohl kaum Tag und Nacht beschäftigt. Mythen-Kritik hin oder her: Die Frage bleibt, warum derart viele Schweizerinnen und Schweizer am Anfang des 21. Jahrhunderts so unabhängig wie möglich bleiben wollen. Vielleicht sind sie einfach nüchterner als die zünftigen Historiker/-innen? Würden unsere Historiker/-innen auf unsere Kosten nicht so gut verdienen, so könnten sie uns leidtun. Alles hatte für sie so schön begonnen: Der lange Marsch durch die Institutionen ist gelun-



«Mythen, Sagen und Legenden»: Schlacht bei Sempach.

gen. Die Säuberungen im gymnasialen und universitären Bereich haben kaum Staub aufgewirbelt. (Probleme gibt es erst bei Kollegen Mörgeli.) Es wurde «bewiesen», dass unsere Grossväter und Grossmütter am Zweiten Weltkrieg mitschuldig seien. Der Geschichtsunterricht an der Volksschule ist praktisch inexistent geworden. Nur mit der Verwirklichung eines vereinigten, sozialistischen Europa harzt es. Dabei hatte doch alles so schön begonnen.

Willy Stucky, Pfäffikon

Wie der *Weltwoche* ist auch uns aufgefallen, dass in der ersten Serie von «Die Schweizer» sehr viel von unbelegten Mythen wie Rütli-schwur und Apfelschuss die Rede ist, aber das zentrale Dokument aus dieser Zeit mit keinem Wort erwähnt wird: Der Bundesbrief von 1291 ist schwarz auf weiss vorhanden und hätte in der Sendung im Bild gezeigt werden müssen. Wir wollen jedoch nicht klagen, sondern froh sein, dass das Schweizer Fernsehen überhaupt die Schweizer Geschichte zum Thema macht, wenn auch nur mit vier, statt mit zehn Sendungen. Ihre kritischen Bemerkungen zum Lehrplan 21, insbesondere zur geplanten Abschaffung von Geschichte als eigenständigem Fach, zur tendenziösen Umfunktionierung der Staatskunde und zur Ersetzung konkreter Lerninhalte durch sogenannte Kompetenzen sind sehr richtig und wichtig.

Marianne Wüthrich, Zürich

Letztes Jahr widmete die *Weltwoche* eine ganze Serie den Heldentaten und Schlachten der alten Eidgenossen. – Und eben sind hier zwei Beiträge über die Probleme der älteren Schweizer Geschichte erschienen und zur Frage, wie die heutige Geschichtswissenschaft damit umgeht. Der Kern des Problems besteht darin, dass man bei der älteren Geschichte nicht zwischen realer Kenntnis und Mythen, Sagen und Legenden unterscheidet.

Wir müssen feststellen, dass unsere genaue Geschichtskennntnis nicht weit zurückreicht. Über die Zeit vor 1798 wissen wir wenig in Bezug auf die alte Eidgenossenschaft. Die Anfänge und die Entwicklung des Schwurbundes verlieren sich im Dunkel der Vorgeschichte.

Ich widme mich seit Jahren den historischen Ursprüngen des Schweizer Bundes; ich veranschlage dessen Entstehung auf die Zeit vor höchstens dreihundert Jahren. Und entstanden ist die Eidgenossenschaft im Mittelland zwischen Alpen und Jura und zwischen Genfersee und Bodensee – nicht rund um den Vierwaldstättersee. Und für grosse Schlachten und Heldentaten ist in einer solchen Entwicklung kein Platz. Also haben die Historiker die Wahl: Wollen sie die alten Mythen unter dem Mäntelchen der Wissenschaft weiterpflegen oder die wahren Ursprünge der Schweizer Eidgenossenschaft aufzeigen? *Christoph Pfister, Freiburg*

Weniger Profil

Nr. 46 – «Zuwanderung»;
Editorial von Roger Köppel

Bravo – genau die richtige Antwort auf die «bezahlte Scharfmacherei» von Economie-suisse mit der Befürwortung einer ungebremsten Zuwanderung! Sie beweisen zudem ein tiefes Verständnis für die langfristigen Gesamtzusammenhänge. Darin sind eben auch die Konsequenzen der Profileinbusse von Werkplatz und Standort Schweiz enthalten. Demgegenüber halten Sie richtig fest, dass nur eine Konzentration auf die besten Arbeitskräfte unserer hochqualifizierten Wirtschaft Attraktivität und Wettbewerbsfähigkeit erhält. Und dabei handelt es sich ja dann um Arbeitskräfte, die nicht so schnell arbeitslos werden und nicht die Leistungen der Sozialwerke beanspruchen. *Ernst Wüthrich, Strengebach*

Erstklassige Arbeit

Nr. 46 – «Noch ein falscher Doktor»;
Christoph Landolt über das Uni-Spital

Das Thema um medizinische Dokortitel kocht immer wieder hoch und scheint unerschöpflich, denn es basiert auf Missverständnissen zwischen lokalen und internationalen Gegebenheiten. So geschehen nun auch wieder in der *Weltwoche*. Ein Doktor ist in der Volkskultur eben der Doktor, der Mediziner. Wenn er an einem «herumdoktert», ist er aus Patientensicht zu Recht ein Doktor, solange er ein Studium der Medizin in einem Land mit adäquaten akademischen Standards erfolgreich abgeschlossen hat. In der Schweiz steht – aus Sicht der akademischen Kultur gesehen – einem solchen «Doktor» der Titel «med. pract.» zu. Erst die Verfassung einer Dissertation in Medizin und ihre Absegnung durch eine Uni erlaubt dem «med. pract.» sich Dr. med. zu nennen: ein akademischer Titel. Eine medizinische Doktorarbeit ist in ihrem zeitlichen Aufwand in der Schweiz in keiner Weise mit einem Doktorat z. B. in Geschichte oder Physik zu vergleichen, soll aber gewisse wissenschaftliche Krite-

rien erfüllen. Soll nun der Patient seinen «med. pract.» mit «Grüezi Herr <med. pract.> ansprechen? Wohl kaum, er ist ja sein Doktor.

Die Komplexität des Themas Doktor oder Nichtdoktor wird potenziert, wenn Doktoren aus aller Welt sich an einem Ort zur Arbeit zusammenfinden, wie das an einer international ausgerichteten Universität und ihren Spitälern wünschenswert und sinnvoll ist. Im angelsächsischen Sprachraum wird nämlich dafür, dass man sich M.D. (Medical Doctor) nennen darf, keine Dissertation verlangt. Wenn ich also sinngemäss Medical Doctor mit Dr. med. übersetze, habe ich ein Problem, denn im Fall des M.D. bezeichnet der Titel eben das erfolgreich abgeschlossene Fachstudium, bei uns ist aber Dr. med. ein akademischer Titel. Da mein M.D. aus den USA kommt, nenne ich mich auch so, aber für die Patienten ist das nicht sehr einleuchtend, ausser sie schauen sich regelmässig «Dr. House» im Fernsehen an.

Prof. Gustav K. von Schulthess, M.D., PhD,
M.D. hon (Universität Kopenhagen), PD 1987

Faszinierende Frau

Nr. 45 – «Hildebrands schöne Milliardärin»;
von Hildegard Schwaninger

Ich bin Abonnentin der *Weltwoche* und habe den Artikel über Margarita Louis-Dreyfus mit Vergnügen gelesen, und nun, nach der zweiten Lektüre, eine knappe Woche später, überlege ich mir, warum der Artikel so vergnüglich zu lesen ist. Ich glaube, erstens ist Louis-Dreyfus eine faszinierende Frau, die ganz natürlich auftritt und einem dafür Bewunderung einflösst. Dann ist der Artikel brillant geschrieben. Schwaninger gelingt es treffend, den Glanz einer Persönlichkeit wiederzugeben, und, um auf die zweitreichste Frau Frankreichs zurückzukommen, ich freue mich einfach, dass Philipp Hildebrand sich in diese Frau verliebt hat. *Ursula Schulthess, Rapperswil*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Exzellente Gaumenfreuden

Waldhaus Flims Mountain Resort & Spa
www.waldhaus-flims.ch | info@waldhaus-flims.ch



Imperium des Wissens

Wikipedia ist die meistgenutzte Informationsquelle im Internet. Die Glaubwürdigkeit des spendenfinanzierten Universallexikons allerdings schwindet: Ein immer kleiner werdender Kreis von Rechtgläubigen steuert den Inhalt, Andersdenkende werden verdrängt. *Von Rico Bandle*

Es ist eines der ganz grossen Projekte der Menschheit. Sämtliches Wissen wird auf einer Website gesammelt und frei verfügbar gemacht; jedermann, egal ob Professor oder Bauarbeiter, kann Artikel erstellen, ergänzen oder bearbeiten. Nicht nur die Idee ist fantastisch, sondern auch der Erfolg. Knapp dreizehn Jahre nach der Lancierung ist das spendenfinanzierte Universallexikon weltweit die Nummer sechs unter den meistbesuchten Websites, unmittelbar hinter den kommerziellen Schwergewichten Google, Facebook, Youtube und der chinesischen Suchmaschine Baidu. Monat für Monat werden über zwanzig Milliarden Wikipedia-Seiten abgerufen, davon eine Milliarde auf Deutsch.

Das am 15. Januar 2001 von Jimmy Wales und Larry Sanger gegründete Online-Lexikon ist die weltweit grösste Quelle des Wissens. Es hat altbewährte Nachschlagewerke wie den Brockhaus oder die Encyclopaedia Britannica in existenzielle Nöte gebracht; wer ins Theater geht, konsultiert anstatt den Schauspielführer Wikipedia, wer etwas über die Nanotechnologie oder ein Pornosternchen wissen möchte, erfährt es ebenfalls dort. Schüler und Lehrer informieren sich bei Wikipedia, Journalisten schreiben dort ab, selbst wer das Projekt kritisieren möchte, findet unter dem Stichwort «Kritik an Wikipedia» auf Wikipedia genügend Argumente. 1,6 Millionen Artikel umfasst die deutschsprachige Version. Zum Vergleich: Der grosse Brockhaus in dreissig Bänden enthält 300 000 Stichwörter. Auch wer nicht nach Wikipedia-Informationen sucht, bekommt sie oft ungefragt, zum Beispiel rechts auf der Suchseite bei Google, wenn man eine Stadt oder ein Land eingetippt hat.

Die Macht der Maschine

Wikipedia hat so etwas wie die Definitionsmacht über alles erlangt. Was dort steht, prägt das Bild von Personen, Organisationen und Unternehmen in der Öffentlichkeit. Images werden aufpoliert oder ruiniert, Eindrücke zurechtgerückt und festgeschrieben. Es liegt in der Natur der Sache, dass es immer wieder zu Manipulationen kommt. Erst kürzlich hat Wikipedia in den USA 250 Nutzerprofile gesperrt, hinter denen Dienstleister steckten, die für Geld Einträge von Auftraggebern schönten.

Wie einfach Manipulationen funktionieren, führte der Schweizer Fernsehkomiker Viktor Giacobbo 2008 vor: Er änderte vor laufender Kamera im Wikipedia-Eintrag seines Kollegen Mike Müller die Bezeichnung «Schweizer

Schauspieler» in «grossartiger Schweizer Schauspieler». Allerdings zeigte dieses Beispiel auch, wie rasch solcher Schabernack von freiwilligen Aufpassern wieder entfernt wird: Nur wenige Minuten später war die Veränderung weg. Solche Manipulationen sorgen zwar immer mal wieder für Schlagzeilen, vor allem, wenn sie etwas länger stehenbleiben, sie sind aber nicht das Hauptproblem von Wikipedia. Die grösste Gefahr kommt von der Struktur des offenen, aber doch hierarchischen Systems, das eine hohe Anfälligkeit für ideologi-

sche Modeströmungen und konventionelle, zuweilen einseitige Meinungen aufweist.

Subtile Desavouierungen

Auf den ersten Blick ist die Einseitigkeit oft nicht erkennbar: Die Grundsätze des «neutralen Standpunkts» und der «Nachprüfbarkeit» (durch Fussnoten) werden grösstenteils eingehalten. Dass auch dann eine Manipulation vorliegen kann, wenn alle formellen Regeln befolgt werden, zeigt sich bei polarisierenden Figuren und Themen. Nehmen wir als Beispiel

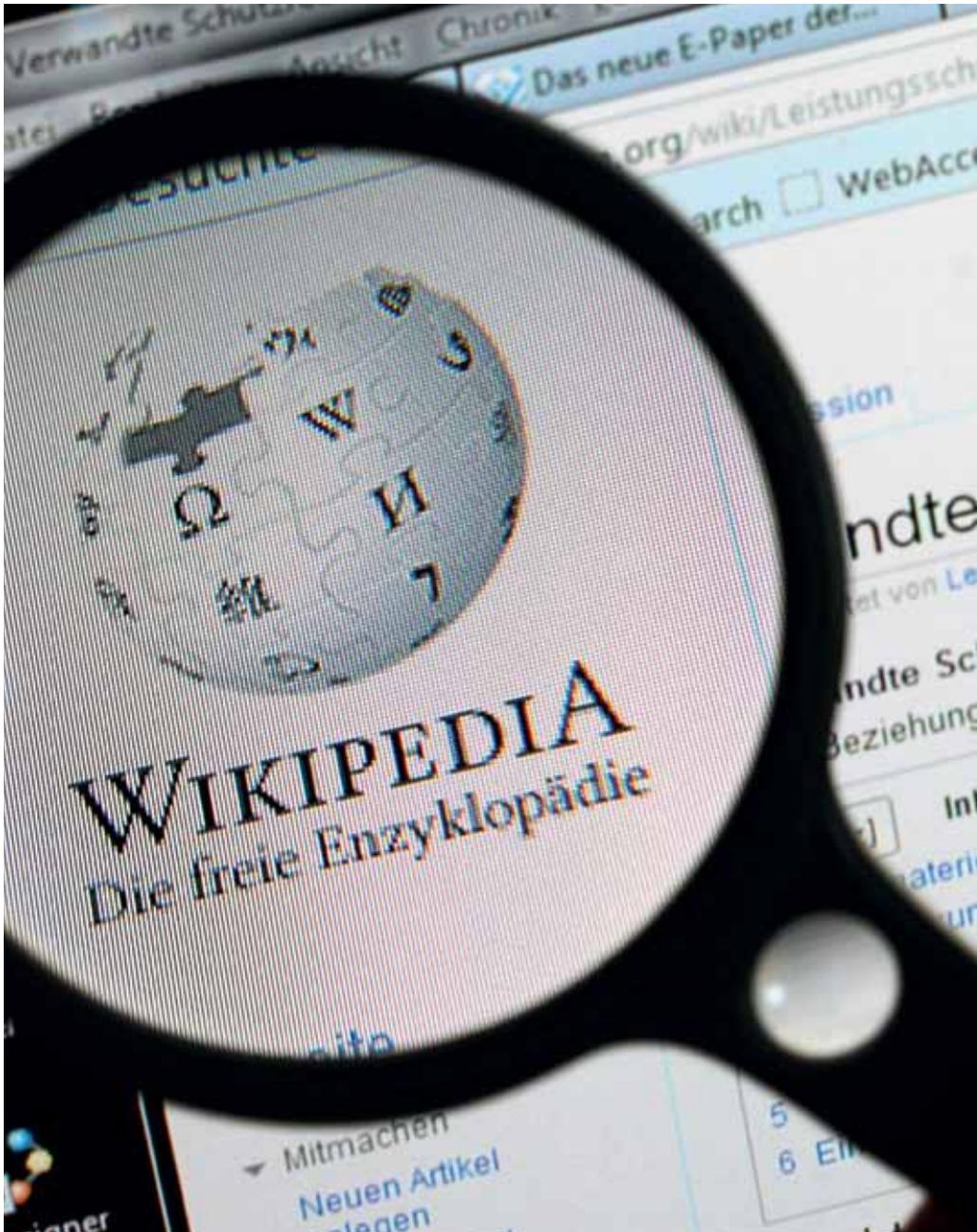


Hohe Anfälligkeit für ideologische Moden: Wikipedia-Gründer Wales.

die Zeitschrift *Schweizerzeit* von Ulrich Schlüer, die aufgrund ihrer nationalkonservativen Ausrichtung vielerorts auf strikte Ablehnung stösst. Der Wikipedia-Eintrag besteht zu einem grossen Teil aus einer Aufzählung umstrittener Beiträge aus der Zeitschrift. Die Fakten stimmen alle, doch die Auswahl der Artikel ist so gewählt, dass das Bild einer Zeitschrift entsteht, die Holocaust-Leugnern eine Plattform bietet, die Apartheid positiv darstellt und Flüchtlinge fälschlicherweise der Kriminalität bezichtigt. Ganz anders der ähnlich grosse Eintrag zu der linken *Wochezeitung* (*Woz*). Hier wird nur die Geschichte der genossenschaftlich organisierten Publikation abgehandelt, kein einziger Zeitungsartikel wird erwähnt, als ob die *Woz* noch nie etwas Streitbares publiziert hätte. Wollte man ähnlich vorgehen wie bei der *Schweizerzeit* und die Zeitung in ein zweifelhaftes Licht rücken, wäre es ein Leichtes, aus dem Archiv gezielt Artikel heraus-

zupicken, die suggerieren, die *Woz* stehe dem Terrorismus nahe, hege Sympathien für totalitäre Staaten und offenbare demokratieverachtende Tendenzen.

«Sie können die Artikel ändern, wenn Sie finden, diese seien nicht ausgewogen», sagt Patrick Kenel von Wikimedia Schweiz, dem Schweizer Unterstützungsverein. Tatsächlich kann auf Wikipedia jedermann Einträge bearbeiten, auch ohne sich zu registrieren. Ob die Änderungen Bestand haben, hängt von den anderen Nutzern ab. Das System ist ausgeklügelt: Auf jeder Artikelseite können sämtliche Änderungen zurückverfolgt werden, zudem gibt es eine Diskussionsseite, in der über die Formulierungen debattiert wird. Zuweilen ist der Umgangston rüde, vergleichbar mit Kommentaren in Online-Zeitungen: Beschimpfungen sind nicht selten, manchmal aber sind die Diskussionen interessanter und ergiebiger als die Artikel selbst.



Deutungsmacht ohne Verantwortung: Für Fehleinträge muss niemand geradestehen.

Das vermeintlich basisdemokratische, auf Freiwilligenarbeit basierende System hat mehrere Schwächen: Erstens zieht es Verschwörungstheoretiker, Fanatiker, Vandalen und Witzbolde an, die mutwillig oder unbedacht Schaden anrichten. Diese müssen irgendwie in Schach gehalten werden. Zweitens entstehen in dem Paralleluniversum der eifrigen Artikelbearbeiter Machtstrukturen – sichtbare und unsichtbare. Drittens: Tatsächlich aktiv ist eine erstaunlich kleine Anzahl Leute. Von den Dutzenden Millionen Nutzern der deutschsprachigen Wikipedia schreiben oder bearbeiten weniger als tausend Personen regelmässig Artikel. Wer 200 Bearbeitungen («Edits») durchgeführt hat, erhält das Wahlrecht für die rund 270 «Administratoren», die ganze Artikel löschen und Nutzer aussperren dürfen.

Eine Oligarchie beherrscht das Lexikon

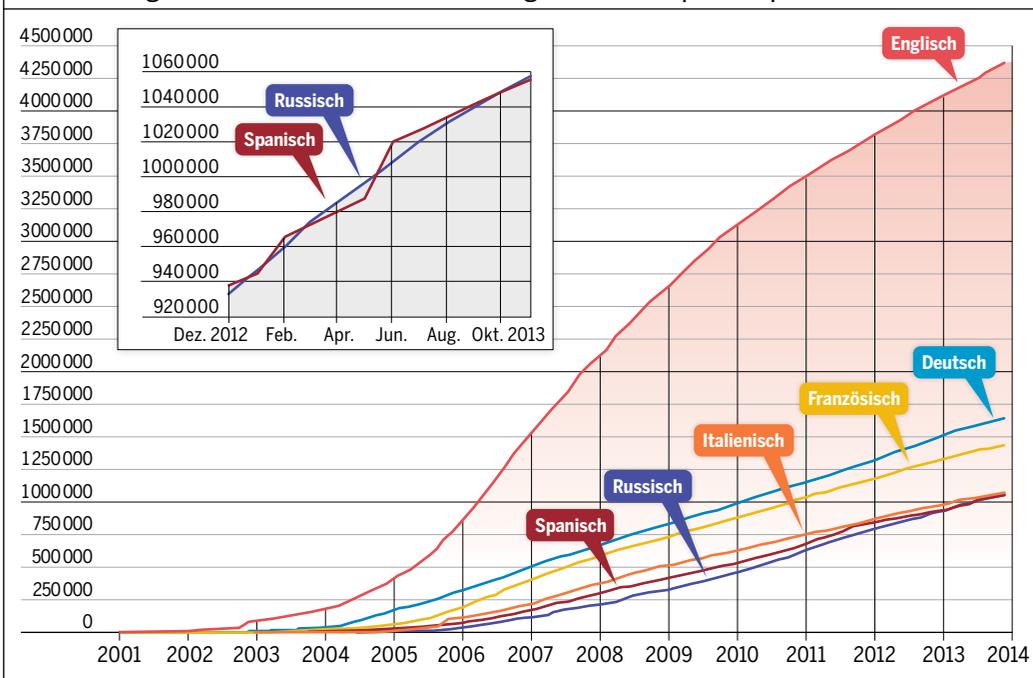
Christian Stegbauer, Professor für Soziologie an der Universität Frankfurt, hat die Hierarchie und das Machtgefüge bei Wikipedia untersucht. Er spricht von einer Art «Oligarchie», die das Lexikon beherrscht. «Bei Administratorenwahlen werden meist nur Vorschläge von bereits amtierenden Administratoren berücksichtigt», sagt er. Für Neue sei es sehr schwierig, da reinzukommen.

Die kleine Gruppe der eingefleischten Wikipedianer bildet eine soziale Gemeinschaft: Man kennt sich, versucht seinen Status mit möglichst vielen und/oder guten Einträgen zu erhöhen, und man trifft sich auch im realen Leben. Zwar sind bei Wikipedia theoretisch alle gleichberechtigt, doch durch ihren Wissensvorsprung und die Möglichkeit, sich abzusprechen, kommt bei heiklen Themen niemand an den Mitgliedern dieses inneren Zirkels vorbei.

Wer sich intensiv mit der Online-Enzyklopädie befasst und sich bei den Artikeln die jeweilige Liste der Autoren anschaut, stösst immer wieder auf dieselben Namen beziehungsweise Pseudonyme. «Das hat mich auch sehr erstaunt», sagt Stegbauer. Die riesig wirkende Wikipedia-Welt ist in Wirklichkeit leicht überschaubar. Stegbauer bringt Wikipedia mit dem «ehernen Gesetz der Oligarchie» in Verbindung, einer Theorie, die der Politologe Robert Michels um 1910 publiziert hatte. Michels zeigte auf, wie die hehren Ziele der sozialistisch-sozialdemokratischen Parteien durch die sozialen Dynamiken und die Herausbildung einer Machtelite in den Hintergrund traten. Ähnliches geschehe bei Wikipedia.

Welchen Einfluss hat diese letztlich elitäre Machtstruktur auf die politische Schlagseite von Wikipedia? Stegbauer kann oder will diese Frage nicht beantworten. «Das haben wir nicht untersucht.» Bekannt ist aber die soziale Zusammensetzung der Wikipedianer: Die Mehrheit sind Akademiker, stammen aus ei-

Entwicklung der Anzahl Artikel bei den acht grössten Wikipedia-Sprachversionen



QUELLE: WIKIMEDIA.ORG

Ein Leben ohne Wikipedia möchte sich niemand mehr vorstellen.

nem urbanen Umfeld und sind männlich. Der Soziologe und Wikipedia-Kenner Thomas König spricht Klartext. «Das sind Leute, die viel Zeit haben: Studenten, Rentner, Arbeitslose, Beamte.» Aufgrund des Milieus sei davon auszugehen, dass sie mehrheitlich eher links eingestellt sind, allerdings bestünden auch Ausnahmen: «Die rechtsgerichteten Burschenschaften treten auf Wikipedia vehement für ihre Sache auf, stark vertreten sind auch christliche Eiferer.»

Protegierten und verleumdten

Die Vermutung, dass auf Wikipedia die vorherrschende Weltanschauung eher nach links tendiert, scheint sich bei der Sichtung von Artikeln hart umkämpfter Themen zu bestätigen. So wird unter dem Stichwort «Ausländerkriminalität» ebendiese vor der Präsentation der Fakten erst einmal mit einem passenden Zitat aus einer Studie relativiert: «Es gibt heute keinen ernstzunehmenden Zweifel mehr, dass die Merkmale <Staatsangehörigkeit> oder <Ethnie> für die Erklärung von Kriminalität bedeutungslos sind.»

Thomas König hat immer wieder festgestellt, dass Netzwerke innerhalb der Wikipedia-Gemeinde gewisse Autoren protegierten und andere verleumdten. Mehrfach hat er dies intern kritisiert. Sich selbst bezeichnet er als «den am häufigsten ge- und entsperrten User der deutschsprachigen Wikipedia».

Da viele Benutzer und Administratoren unter Pseudonym auftreten, weiss man als Aussenstehender oft nicht, mit wem man es zu tun hat. Diese Praxis wird offiziell gestützt. Im Reglement heisst es: «Benutzer, die gegen den mutmasslichen oder bekannten Willen eines anderen Benutzers dessen Klarnamen offen-

baren, müssen damit rechnen, gesperrt zu werden – unter Umständen zeitlich unbegrenzt.» Das heisst: Gegen aussen muss niemand für Fehleinträge Rechenschaft ablegen, nur gegenüber der Wikipedia-Gemeinde.

In der Regel entspricht die Tonalität in den Artikeln der gerade vorherrschenden ideologischen Modeströmung. Im deutschsprachigen Raum zum Beispiel gilt die Kernenergie grundsätzlich als gefährlich, entsprechend ist fast ein Drittel des «Kernenergie»-Eintrags bei Wikipedia der Kritik an dieser Technologie gewidmet. In anderen Teilen der Welt ist diese kritische Haltung weniger ausgeprägt, was sich auf Wikipedia spiegelt: In der spanischen Ausgabe befasst sich nur ein kurzer Abschnitt im sehr umfangreichen Artikel mit der «Kontroverse», dabei werden kurz die Vor- und Nachteile dieser Art der Energiegewinnung aufgezählt. Nimmt man den Neutralitätsanspruch beim Wort, dürfte es solche Unterschiede in den Sprachversionen nicht geben.

Beim Stichwort «Kernenergie» zeigt sich auch sonst beispielhaft, wie subtile Meinungsmache funktioniert. Vor einigen Wochen stand mit Verweis auf eine wissenschaftliche Studie geschrieben: «Trotz des Atomausstiegs verbessert Deutschland seine Klimabilanz.» Die Studie wurde widerlegt, worauf ein Nutzer den Eintrag änderte in: «Wegen des Atomausstiegs verschlechtert Deutschland seine Klimabilanz.» Dieser Satz konnte sich nicht lange halten. Er wurde gelöscht mit der Begründung, dieser Umstand sei für den Artikel nicht relevant.

Dies ist ein gängiges Muster für den Umgang mit unliebsamen Fakten: Entspricht ein Umstand dem eigenen Weltbild, lässt man ihn durch, sonst löscht man ihn mit dem Hinweis auf die Wikipedia-Relevanzkriterien.

Grundsätze

Die Wikipedia-Regeln sind mittlerweile dermassen umfassend, dass sie für Laien nur schwer zu durchblicken sind. Die wichtigsten drei Grundsätze lauten:

Neutraler Standpunkt — «Ein Artikel muss so geschrieben sein, dass ihm möglichst viele Autoren zustimmen können. [...] [Er] enthält sich, für oder gegen Standpunkte Stellung zu beziehen.»

Nachprüfbarkeit — Verlangt wird ein «Nachweis, dass ein vermuteter oder behaupteter Sachverhalt wahr ist».

Relevanz — «Die Entscheidung für oder gegen die Aufnahme in eine Enzyklopädie richtet sich auch danach, ob Personen, Ereignisse oder Themen mit aktuell breiter Öffentlichkeitswirkung nach sinnvollem Ermessen auch zeitüberdauernd von Bedeutung sein werden.» *Quelle: Wikipedia*

Auch hier könnte entgegnet werden, dass jedermann den Satz über die Klimabilanz wieder einsetzen kann – vielleicht hat dies mittlerweile auch jemand getan, schliesslich ist Wikipedia dauernd im Fluss. Doch Nutzer, die mit gutem Willen einen Artikel verbessern wollen, geben in der Regel auf, wenn ihre Ergänzung oder Bearbeitung wegen angeblich formaler oder anderer Unzulänglichkeiten wieder gelöscht wird. Den meisten Leuten ist es schlicht zu blöd, oder es fehlt ihnen die Zeit, um stundenlang auf Wikipedia zu streiten.

Eine Umfrage unter 5200 Wikipedianern aller Sprachregionen ergab, dass 50 Prozent von ihnen täglich länger als eine Stunde freiwillig an dem Lexikon arbeiteten, 20 Prozent sogar länger als drei Stunden. Hat man einen oder mehrere von ihnen gegen sich, ist man als gelegentlicher Schreiber praktisch chancenlos.

Krieg um die richtige Formulierung

Bleiben beide Seiten hartnäckig, kommt es zu einem «Edit-War»: In einem ewigen Hin und Her werden Änderungen vorgenommen und wieder gelöscht. Notfalls greift ein Administrator ein, versucht zu vermitteln oder sperrt den Artikel, bis sich die Gemüter beruhigt haben. Die drei umstrittensten Artikel letztes Jahr in der deutschsprachigen Wikipedia waren «Kroatien», «Scientology» und «Verschwörungstheorien zum 11. September 2001». Alles, was am Stammtisch zu reden gibt, sorgt auch im virtuellen Lexikon für Kontroversen: Berlusconi, Islam, Israel, Putin, Antisemitismus, Mindestlohn und so fort. Bei diesen grossen Themen kommt es zu einem Disput, der für alle einsehbar ist. Bei Fachthemen oder weniger bekannten Leuten ist dies anders. So werden einzelne Wissenschaftler oder Politi-

ker, die mit ihren Ansichten aus dem Rahmen fallen, in ihren Einträgen zum Teil desavouiert, ohne dass sich jemand für sie einsetzt.

«Chauvinismus» unerwünscht

Die deutschsprachige Wikipedia-Ausgabe gilt international als die am rigidesten kontrollierte, Kritiker sprechen von einer «Zensurbehörde» oder einer «Wikipedia-Polizei». Alle Artikelbearbeitungen von unregistrierten Nutzern werden von «Sichtern» (eine Hierarchiestufe unter den «Administratoren») begutachtet, bevor sie online gehen. In der englischsprachigen Version erfolgt die Veröffentlichung unmittelbar, ohne diesen Kontrollschritt. Über einige innerdeutsche Diskussionen können Aussenstehende nur staunen. So hatte ein Nutzer vor einigen Jahren die Idee, einen Artikel über «Deutsche Erfindungen» anzulegen. Vom Airbag bis zur Zuckertüte hatte er eine eindruckliche Liste zusammengetragen. Der Beitrag wurde allerdings gelöscht; Erfinder nach Land zu ordnen, sei chauvinistisch und nationalistisch, die eigene Leistung zur Schau zu stellen, gehöre sich nicht, hiess es unter anderem in der heftig geführten Diskussion.

Bei allen Mängeln ist es doch erstaunlich, welche Bedeutung Wikipedia weltweit erlangen konnte. Das Lexikon ist so etwas wie eine wahr gewordene Utopie – niemand hatte zu

denken gewagt, welche Ausmasse das Projekt einst annehmen wird. 2005 ergab eine Studie, dass Wikipedia bei naturwissenschaftlich orientierten Einträgen der renommierten Encyclopaedia Britannica fast ebenbürtig sei. Trotzdem kommen in letzter Zeit vermehrt Zweifel auf, ob das Lexikon seine Glaubwürdigkeit bewahren kann. Die *MIT Technology Review* vertrat kürzlich unter dem Titel «The Decline of Wikipedia» die These, das Online-Lexikon habe seinen Höhepunkt hinter sich. Die Zunahme an Bürokratie und die strengen Regeln würden potenzielle Freiwillige zunehmend ausschliessen, was das Projekt ernsthaft gefährde.

Was nicht dem eigenen Weltbild entspricht, löscht man mit dem Hinweis auf Relevanzkriterien.

Der Rückgang an aktiven Wikipedianern ist tatsächlich dramatisch. In der deutschsprachigen Ausgabe hat die Anzahl Leute, die an einem Monat fünf oder mehr Beiträge bearbeiteten, seit Ende 2007 um 40 Prozent abgenommen. Tendenz weiter sinkend. Parallel dazu steigt die Anzahl neuer Artikel weiterhin um rund 350 pro Tag an. Das heisst: Immer weniger Wikipedianer sind für den Unterhalt von immer mehr Artikeln zuständig. Darun-

ter leidet die Qualität, die Anfälligkeit auf einseitige und ideologisch gefärbte Beiträge steigt stetig.

Die Öffentlichkeit hat von dieser Entwicklung noch wenig Kenntnis. Das Vertrauen in das Lexikon ist gross, insbesondere bei Jugendlichen. Die Spendeneingänge steigen von Jahr zu Jahr: Die englischsprachige Wikimedia Foundation nahm im letzten Jahr 45 Millionen Dollar ein, der Schweizer Verein Wikimedia immerhin gut 700 000 Franken. Bei der Trägergesellschaft ist man sich der Problematik allerdings durchaus bewusst: Einerseits wird das Lexikon laufend weiter professionalisiert – selbst Wikimedia Schweiz hat mittlerweile fünf festangestellte Mitarbeiter –, andererseits versucht man durch ein Diversity-Projekt aktiv wieder mehr freiwillige Wikipedianer zu gewinnen, vor allem Frauen und Leute aus anderen Milieus. Demnächst erhält das Lexikon eine einfachere Eingabesoftware, wodurch die Einstiegshürde für wenig technikaffine Benutzer abgebaut werden soll.

Ob diese Massnahmen etwas bringen, ist offen. Schadenfreude ob der Schwierigkeiten hört man aber nirgends. Im Gegenteil. Selbst die heftigsten Wikipedia-Kritiker sagen, sie fänden die Mitmach-Enzyklopädie eigentlich ein grossartiges Projekt.

Ein Leben ohne Wikipedia, nein, das möchte sich niemand mehr vorstellen. ○

«Ich bin Vaudoise.
Ich bin gelassen. Für meine Familie ist
gesorgt und meine Steuern sind optimiert.»

Werden auch Sie Vaudoise.
RythmoCapital bietet die Gewähr einer vollständigen Vorsorge,
die auf Ihre Finanzen und Ihren Lebensstil zugeschnitten ist
und dabei noch Steuervorteile garantiert. Wenden Sie sich an
einen Berater in Ihrer Nähe: vaudoise.ch

Da, wo Sie sind.  vaudoise

Saubermann sieht rot

Die Verhaftung von fünf Polizisten in Zürich trägt die Handschrift von Fahndungschef Peter Rügger. Skepsis ist angebracht. Hinter dem Spektakel verbirgt sich ein schon lange schwelender Konflikt. Die Verhaftungsaktion war vor allem eine Warnung ans eigene Corps. *Von Alex Baur*



Sittenstrenger Kurs: Chefermittler Rügger.

Es war ein Coup der Sonderklasse: Letzte Woche verhaftete die Stadtpolizei Zürich fünf Kollegen der Sitte (offiziell: Abteilung Milieu- und Sexualdelikte). Die Strafermittler liessen die mediale Bombe gleich selber platzen: Ermittelt wird wegen Verdachts auf Bestechung und Begünstigung im Sexmilieu.

Bereits am nächsten Tag, die Druckertinte war kaum trocken, befanden sich zwei der Verhafteten wieder auf freiem Fuss. Wie durchsickerte, sollen sie Hinweisen auf Delikte aus dem Milieu nicht nachgegangen sein. Mit einem Griff in die Akten konnten die beiden aber offenbar schnell belegen, dass sie die Denunziation rapportiert, diese aber mangels Beweisen nicht weiterverfolgt hatten.

Die Ermittlungen richten sich gemäss Recherchen der *Weltwoche* vor allem gegen den Beamten Christian J., der angeblich ein Verhältnis mit einer Prostituierten hatte. Über J., so der Hauptverdacht, könnten geheime Informationen ins Milieu gelangt sein. Zwei seiner Kollegen (darunter eine Frau), die sich bei Redaktionsschluss noch in Untersuchungshaft befanden, könnten ihn dabei gedeckt haben.

Insider warnen allerdings: Nirgends kursieren so viele und so wilde Gerüchte wie im Sexmilieu. Klar ist oft nur das Ziel: die Konkurrenz anzuschwärzen und zu schädigen.

Gewiss, um das Ausmass der Affäre zu erkennen, muss man den Ausgang der Untersuchung abwarten. Was bislang bekannt wurde, deutet indes auf eine eher banale Geschichte im Graubereich hin. In der Sonntagspresse war von einer Einladung (eine Mass Bier und Sauerkraut) eines Milieuwirts zum Oktoberfest im Zürcher «Bauschänzli» die Rede. Ein Fahnder der Stadtpolizei kann darüber nur den Kopf schütteln. «Wenn das ein Delikt ist», sagte er gegenüber der *Weltwoche*, «muss man das halbe Corps einpacken.»

«Ein Zeichen gegen innen»

Die Episode vom Oktoberfest weist auf einen Konflikt hin, der so alt ist wie die Polizei: Um an Informationen zu gelangen, brauchen Fahnder einen Draht zum Milieu. Das gilt in besonderem Mass für die Sitte. Die «Halbwelt» um das Sexmilieu bietet der Polizei einen klassischen Zugang zur «Unterwelt» des Verbrechens. «Das sind Beziehungen, die man oft über Jahre aufbaut», erklärt der Insider, «ein Ermittler, der nur Distanz markiert, hat hier keine Chance.» Um die Grenzen zu wahren und den Verlockungen des Milieus zu widerstehen, brauche es kein Reglement, sondern einen gefestigten Charakter. Ausserdem gilt das Prinzip, dass die Beamten stets zu zweit unterwegs sind und sich gegenseitig überwachen. Dieses System hat sich bewährt.

Hinter den spektakulären Verhaftungen verbirgt sich ein corpsinterner Konflikt. Chefermittler Peter Rügger, ein Quereinsteiger, der von der Justiz zur Polizei kam, verlangt seit Jahren mehr Distanz zum Milieu. Amtsintern postulierte Rügger auch schon ein Rotationsmodell, das bei den Ermittlern an der Front allerdings auf wenig Gegenliebe stiess. Mit seinem forschenden Vorgehen, so die Wahrnehmung im Corps, wollte Rügger vor allem «ein Zeichen gegen innen» setzen.

Kreuzzug gegen die Prostitution

Rüggers sittenstrenger Kurs deckt sich mit der Politik der Zürcher Regierung, die das Sexmilieu seit Jahren am liebsten aus der Stadt verbannen würde. Denn aus orthodox linker Sicht ist die Prostitution ein Sinnbild für die männliche Ausbeutung der Frau. Da käuflicher Sex in der Schweiz grundsätzlich legal ist, bekämpft die Stadtregierung das Milieu mit baurechtlichen und administrativen Auflagen. Mittlerweile lässt sie sogar Freier bestrafen, die auf der Strasse mit Dirnen anbandeln.

Die Milieu-Lokale im sogenannten «Bermuda-Dreieck» an der Hohlstrasse, das auch Schauplatz des aktuellen Falles ist, stehen seit einem Jahrzehnt im Fokus dieser Verdrängungspolitik. Im Rahmen der «Aktion Nadel» führte die Stadtpolizei 2005 unter der Leitung von Fahndungschef Peter Rügger in den einschlägigen Lokalen oft mehrmals täglich Razzien durch («Erlaubt ist, was nicht betört», *Weltwoche* Nr. 37/2005). Polizisten beklagten sich, dass die meist ergebnislosen Razzien fahndungstechnisch keinen Sinn machten. Offensichtlich ging es darum, die Betreiber der Sexlokale zu schikanieren und wirtschaftlich zu schädigen. Damit begaben sich die Strafverfolger selber an den Rand der Legalität.

Dass Skepsis angebracht ist, wenn die Stadtzürcher Strafverfolger zur spektakulären Aktion ausholen, zeigte 2006 der Wirbel um die «Massenvergewaltigung» eines 13-jährigen Mädchens in Seebach. «Mir standen die Haare zu Berge, als ich die Einvernahmen las», erklärte Chefermittler Rügger damals an einer Pressekonzferenz und heizte damit die ohnehin schon überhitzte Berichterstattung kräftig an. Zwei Jahre später musste Rügger kleinlaut einräumen, dass die vermeintliche Vergewaltigungsorgie nie stattgefunden hatte. Die zu Unrecht verdächtigten und verhafteten Jugendlichen wurden mit mehreren 10 000 Franken aus der Staatskasse entschädigt. ○

Mehr Geld

Vertrauliche Dokumente belegen: Die Finanzlage der Schweiz verschlechtert sich. Die Ausgaben steigen, und die Einnahmen waren noch nie so hoch. Trotzdem reicht das Geld nicht. Der Bundesrat bereitet Steuer- und Abgabenerhöhungen vor. Von Roger Köppel

Der *Weltwoche* liegen brisante Unterlagen vor: Anfang November trafen sich Bundesrat und Bundesratsparteien im Rahmen der Von-Wattenwyl-Gespräche, um die sich verschlechternde Finanzlage des Bundes zu erörtern. Das Siebner-gremium legte einen Bericht vor, der nicht nur aufzeigt, wie sorglos in Bern trotz Wirtschafts-baisse Mehrausgaben beschlossen werden.

Das beunruhigende Dokument illustriert vor allem, wie sehr sich die Regierung um die Notwendigkeit herumwindet, die Ausgaben nachhaltig zu senken. Im Gegenteil. Das Finanzdepartement unter Eveline Widmer-Schlumpf ortet das Problem bei den Einnahmen und nicht etwa bei den Ausgaben: «Die grossen finanziellen Belastungen drohen dem Bund primär auf der Einnahmenseite.» Von Sparen ist kaum oder höchstens am Rande die Rede, stattdessen geht es vor allem um «einnahmenseitige Massnahmen». Die Schweiz soll mental auf Steuer- und Abgabenerhöhungen vorbereitet werden.

Die Statistiken irritieren: Die als solid geltende, scheinbar sparsame Schweiz verzeichnet seit 2005 ein Wachstum der Ausgaben. Der grösste Posten ist die soziale Wohlfahrt. Hier stiegen die Kosten allein von 2010 bis 2012 von 18,5 Milliarden auf 20,7 Milliarden Franken; 2005 lagen die Ausgaben noch bei 16,1 Milliarden. Der Sozialstaat weist in absoluten Zahlen mit Abstand die höchsten Ausgaben auf, aber auch die höchsten Zuwächse seit 2005.

Alle Kostenkurven des Bundes zeigen nach oben, sowohl bei der Bildung, bei der Entwicklungshilfe, der internationalen Zusammenarbeit wie auch beim Verkehr. Ausnahmen bilden die Landesverteidigung (Rückgang der Ausgaben seit 2008) und die Landwirtschaft, die seit 2005 ungefähr gleichbleibende Kosten verursacht von rund 3,7 Milliarden Franken jährlich. Rückläufig sind einzig die Zinszahlungen des Bundes, aufgrund von ausserordentlichen geldpolitischen Umständen.

Aufgrund von Steuerausfällen und höheren Ausgaben rechnet der Bund mit Mehrbelastungen von total 2,26 Milliarden Franken per 2015. Zwischen 2015 und 2017 sollen «jährlich bis zu 1,6 Milliarden Franken» an «ausgabenseitigen Mehrbelastungen» dazukommen. Einigermassen besorgt schreibt das Finanzdepartement: «Damit der Haushalt bei geschrumpftem finanzpolitischem Spielraum und anstehenden Steuerreformen im Gleichgewicht bleibt, müssen die Ausgaben insgesamt langsamer wachsen als die Wirtschaft. Dies ist in der aktuellen Finanzplanung 2015–

2017 des Bundesrates nur noch knapp erfüllt.» Skeptische Von-Wattenwyl-Teilnehmer freilich gehen davon aus, dass der Bundesrat die Lage beschönigt. Das Ausgabenwachstum übersteige bereits das Wirtschaftswachstum.

Bürger müssen sich warm anziehen

Zum Problem fahrlässig steigender Bundesausgaben schrieb die *Neue Zürcher Zeitung* kürzlich einen erhellenden Artikel. Die NZZ stellte insbesondere fest, dass die Kostensteigerungen allesamt vom Parlament «gegen den Willen des Bundesrats» durchgesetzt worden seien. Als unschuldiges Opfer unfinanzierbarer parlamentarischer Begehrlichkeiten sieht sich auch der Bundesrat, dessen Optik die NZZ distanzlos übernimmt. Die Wahrheit freilich sieht anders aus. Entgegen seiner Selbstwahrnehmung ist der Bundesrat nicht Bremser, sondern Treiber der Mehrausgaben. Bei der Entwicklungshilfe zum Beispiel, einem nennenswerten Posten, segnete das Parlament eine Erhöhung auf 0,5 Prozent des Bruttosozialprodukts ab. Der Bundesrat beschloss kurz darauf, die Entwicklungshilfe auf ganze 0,7 Prozent aufzustocken. Auch bei den Bildungsausgaben wehrte er sich nicht. Regierung und Parlamentsmehrheit hebeln die Ausgaben gemeinsam hoch.

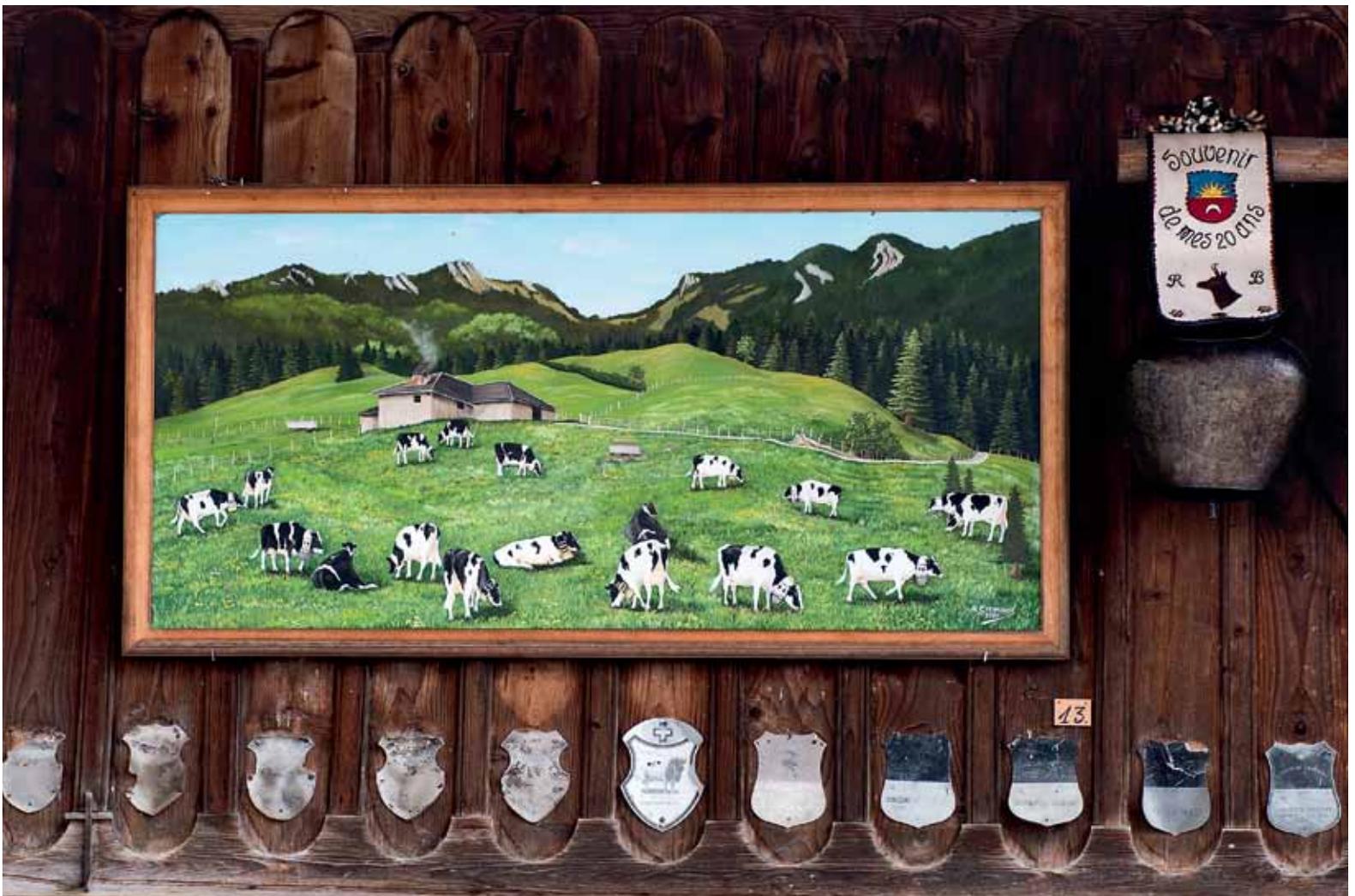
Vor diesem Hintergrund ist es so gefährlich wie abwegig, wenn der Bundesrat, wie das

Von-Wattenwyl-Papier beweist, jetzt vor allem über eine Steigerung der Einnahmen nachdenkt. Die Schweiz lebt von tiefen Steuern und Abgaben. Es stimmt, dass dem Bund und den Kantonen durch die Unternehmenssteuerreform III Millionen entgehen werden. Ziel dieser Reform ist es, schreibt der Bundesrat, «die internationale Akzeptanz des Schweizer Unternehmenssteuersystems» zu verbessern und «die steuerliche Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz» zu stärken. Umso wichtiger wäre es, die Entlastungen nicht durch neue «substantielle einnahmenseitige Elemente», mit denen der gleiche Bundesrat liebäugelt, wieder ungeschehen zu machen. Bürger und Unternehmen müssen sich warm anziehen.

Der aktuelle Bundesrat stützt sich auf eine Mitte-links-Mehrheit im Parlament. Die am stärksten gegen Steuererhöhungen eingestellte Partei, die SVP, ist in der Regierung untervertreten. Dass der nach mittel links neigende Bundesrat die Probleme vor allem bei den Einnahmen und nicht bei den Ausgaben sieht, überrascht politisch nicht. Grotesk ist es trotzdem. Dieses Jahr wird der Bund insgesamt 65 Milliarden Franken einnehmen, so viel wie noch nie in der Geschichte. Dennoch reicht das Geld nicht. Eine Regierung, die trotz Rekorderlösen von einem Einnahmenproblem spricht, hat ein Ausgabenproblem. ○



Von Sparen ist kaum die Rede: Finanzministerin Widmer-Schlumpf.



Der Bauer dengelt die Sense, die Bäuerin schöpelt das Kalb – die Realität sieht anders aus.

Die Mythenbauern

Mehr als die Hälfte ihres Einkommens erzielen die Schweizer Landwirte dank der Politik statt auf dem Markt. Jetzt fordern sie noch mehr Schutz vom Staat. Dafür beschwören sie Mythen, die das Volk immer noch gerne glaubt. Und sie verschweigen die Fakten. *Von Markus Schär*

Fürchten sich die Schweizer vor dem Hungertod? Ein Beobachter aus Äthiopien muss es annehmen, denn die Ängste um das tägliche Brot samt Schnitzel machen hierzulande allwöchentlich Schlagzeilen. Der Schweizerische Bauernverband will mit einer Volksinitiative für «Ernährungssicherheit» sorgen. Eine Gruppe um den Berner SVP-Nationalrat Rudolf Joder will mit dem Segen seiner Partei «einen möglichst hohen Selbstversorgungsgrad der Bevölkerung» in die Verfassung schreiben. Und die Grünen wollen die Einfuhr von Nahrungsmitteln, die nicht nach Schweizer Vorschriften erzeugt sind, gleich verbieten.

Sie alle wollen, angeblich um das Brot fürs Volk zu sichern, die Bauern noch stärker schützen, ihnen also im Klartext noch mehr Geld geben. Selbst der freisinnige Bundesrat Johann Schneider-Ammann mag da nicht dagegenhalten: Als er letzte Woche den Agrarbericht vor-

stellte, mahnte er, die Schweiz trage Mitverantwortung für die globale Ernährungssicherheit: «Aufgrund der weltweiten Entwicklung braucht das Land eine starke und nachhaltige landwirtschaftliche Produktion.»

Droht den Schweizern wirklich, dass sie verhungern oder sich mit Importfrass vergiften, wenn sie die einheimischen Bauern wie bisher nur mit sechs Milliarden Franken im Jahr fördern? Natürlich nicht, aber die Sprüche der Grünen und der Scheingrünen aller Parteien kommen beim Volk immer gut an. Denn sie raunen von den hehren Mythen, mit denen sich die Schweizer Landwirtschaft schmückt. Dumm ist nur: Die Mythen halten den Fakten nicht stand.

Mythos 1 — Das Kulturland schwindet bedrohlich.

«Das knappste Gut in der Schweiz ist der Boden», warnt auch Bundesrat Schneider-

Ammann. «Davon verlieren wir aber einen Quadratmeter pro Sekunde – das ergibt im Jahr mehr als die Fläche des Walensees mit 24 Quadratkilometern.» Die Eidgenossen, die mit fünf Aren Ackerland pro Kopf auskommen müssen, einem Drittel von dem der Nachbarn in Frankreich, in Deutschland und selbst im Alpenland Österreich, fühlen sich denn auch immer unbehaglicher angesichts der Einfamilienhausplantagen, Einkaufszentren und Hochleistungsstrassen, die das Bauernland verschlingen. Dieses Jahr nahmen die Schweizer das Raumplanungsgesetz mit schärferen Massnahmen gegen die Zersiedelung an, die Zürcher letztes Jahr gar die Kulturlandinitiative, welche die «wertvollen Landwirtschaftsflächen» schützen will. Diese Ängste bewirtschaften denn auch sowohl der Bauernverband als auch die Gruppe Joder mit ihren Volksbegehren.

Erstaunlich ist nur: Der Kulturlandverlust zeigt sich vermeintlich überall – nur nicht in den Daten. Die Statistik weist für 1985 noch 120 000 Bauernbetriebe mit einer durchschnittlichen Fläche von 9 Hektaren aus, für 2009 nur mehr 60 000 Betriebe mit knapp 18 Hektaren. Die Multiplikation ergibt in beiden Fällen, trotz 25 Jahren ungebremstem Schwinden des Kulturlands, eine landwirtschaftliche Nutzfläche von 1,08 Millionen Hektaren. Was stimmt hier nicht?

Die Erklärung liefert das Bundesamt für Landwirtschaft mit seinen Zahlen (siehe Grafik) und mit der Politik: Seit 1993 kassieren die Bauern Direktzahlungen für jeden Quadratmeter, egal, was sie damit machen, deshalb trafen damals «präzisere Meldungen» ein – und das gesamte Bauernland schnellte um beitragsberechtigte 15 000 Hektaren (das Sechsfache des Walensees) hoch. Seither gingen tatsächlich 2000 Hektaren pro Jahr verloren. Aber: Einerseits ist das, wie die Grafik zeigt, gar nicht so viel, wie der besorgte Zeitgenosse meint, nämlich nur zwei Promille pro Jahr; andererseits hat sich der Verlust in den letzten Jahren mit noch 1700 Hektaren pro Jahr verlangsamt. Beim gegenwärtigen Tempo – ein Quadratmeter in zwei Sekunden – würde es 618 Jahre dauern, das Bauernland zuzubetonieren.

So weit muss es selbstverständlich nicht kommen. Aber die berechtigte Sorge um die Landschaft ist kein Grund, die Bauern noch mehr zu begünstigen – im Gegenteil.

Mythos 2 — Die Schweiz braucht die Selbstversorgung.

Weil die Weltbevölkerung zunehme, warnt Nationalrat Rudolf Joder, drohe «der weltweite Wettlauf um die Ressourcen», also Gefahr auch für die Schweiz: «Der internationale Warenverkehr wird immer komplexer und damit anfällig für Störungen. Die eigene Ernährungssicherheit ist deshalb wichtig für die Zukunft der Schweiz.» Mit seiner Initiative will der SVP-Nationalrat darum in die Verfassung schreiben, der «möglichst hohe Selbstversorgungsgrad» (eine nicht eben verfassungswürdige Formulierung) dürfe nicht mehr sinken.

Die SVP Schweiz verschweigt, dass der Selbstversorgungsgrad, gemessen am Kalorienbedarf der Bevölkerung, seit Jahrzehnten bei hohen 60 Prozent liegt, was im Notfall problemlos reichen würde, und dass er im 20. Jahrhundert nur kurzzeitig darüberstieg: Dank der «Anbauschlacht» im Zweiten Weltkrieg kletterte der Selbstversorgungsgrad auf 70 Prozent – bei einer halb so grossen Bevölkerung. Und die Initianten verkennen auch, dass die Schweiz sich mit den Produkten, für die sich das Land eignet, also vor allem Milch und Fleisch, zu mehr als 100 Prozent selber versorgen könnte. Autark ist sie allerdings in keinem Fall: Ohne importierte Dünger, Treibstoffe und Futtermittel stünde die Schweizer Agrarfabrik still.

Bauernpräsident Markus Ritter warnt denn auch davor, den «möglichst hohen» Selbstversorgungsgrad in die Verfassung zu schreiben. Er stellt fest, dass die Zuckerrüben-Bauern auf 2 Prozent der Nutzfläche 14 Prozent des Kalorienbedarfs der Schweizer erzeugten [zum Fünffachen des Weltmarktpreises, Anm. d. Red.]. Für eine hohe Selbstversorgung müsste die Landwirtschaft Getreide und Kartoffeln mit einem hohen Nährwert pro Hektare anbauen, nicht aber Milch und Fleisch erzeugen, die viel weniger Kalorien bringen: «Ich weiss nicht, ob die Schweizer Bauern das wollen.»

Das heisst: Die Schweizer müssen das Verhungern nicht fürchten, sie brauchen also keine «Ernährungssouveränität» – wie sie die satten Eidgenossen als Kampftruf in unappetitlicher Weise bei den armen Entwicklungsländern klauten. Im Gegenteil: Mehr Freihandel gäbe der ganzen Welt Ernährungssicherheit und den armen Ländern Entwicklungschancen. Stattdessen produzieren die Schweizer Bauern bis zum Anschlag, auch was sich anderswo viel günstiger anbauen liesse. Und sie bringen gerade damit das Land in Gefahr.

Mythos 3 — Die Schweizer Bauern bieten bessere Qualität.

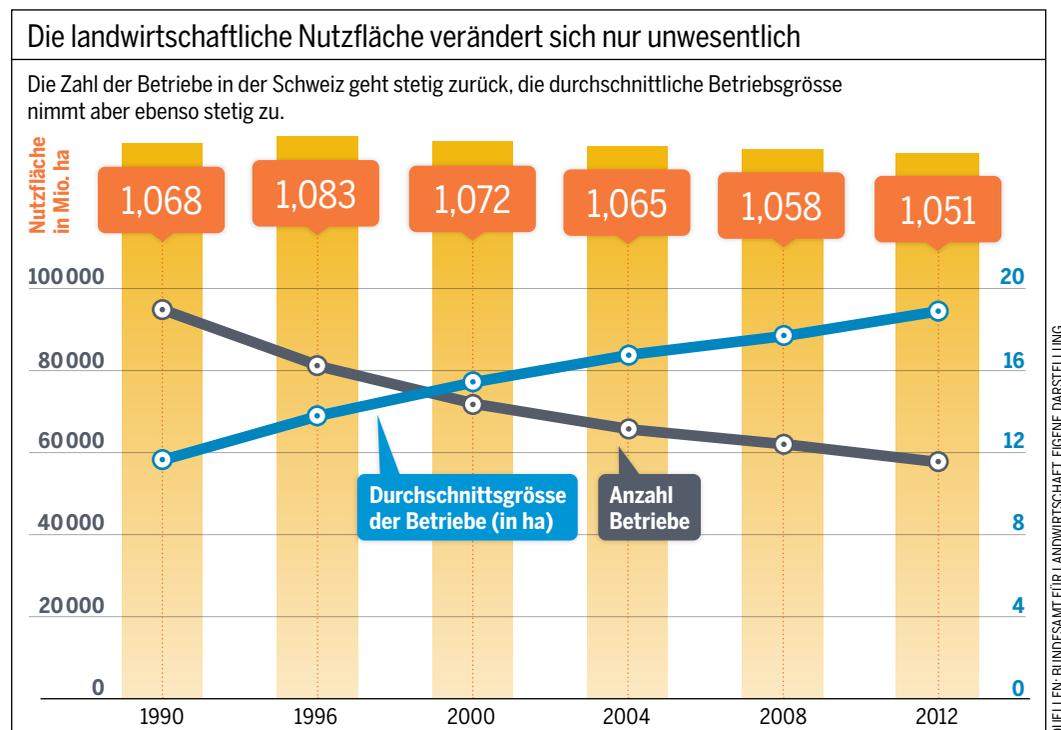
«Bio, bio», jubelt der Chor. Der Bauer dengelt die Sense, die Bäuerin schöpelt das Kalb, und die Sängerin schmachtet: «I love Mother Nature.» – «Das ist eine toll inszenierte Werbung von Coop», schwärmt ein Fan auf Youtube, wo das Filmchen schon 700 000-mal lief. Mit dem Spot feierte der Grossverteiler dieses Jahr das Jubiläum von Naturaplan: Seit 20 Jahren besingt Coop die einheimischen Produkte als gesünder, tiergerechter und umweltfreundlicher, weil sich so die höheren Preise durchsetzen lassen.

Es gibt mit dieser Inszenierung nur ein Problem: Wenn die Bauern so produzierten, würden die Schweizer tatsächlich verhungern.

Immerhin glauben die Konsumenten nach 20 Jahren Jubel die Propaganda. 93 Prozent stimmen der Aussage völlig oder eher zu, in der Schweiz müssten die Bauern unter strengeren Anforderungen produzieren, 89 Prozent der Aussage, die Schweizer Bauern würden bessere Qualität bieten als ihre Konkurrenz im Ausland. Und in einer anderen Befragung sahen 15 Prozent als positive Seite des Berufs, dass sich die Bauern für Natur und Landschaft einsetzen könnten – von den Bauern selber gaben allerdings nur 2 Prozent diese Motivation an.

Die Propaganda kollidiert denn auch hier mit den Fakten. Wie eine Studie des Think-Tanks Avenir Suisse feststellt, bewirtschaften die Schweizer Bauern pro Arbeitskraft nur 10 Hektaren, gegenüber 20 in Österreich und gar 50 in Grossbritannien: «Die schweizerische Landwirtschaft vereinigt den wirtschaftlichen Nachteil der kleinbetrieblichen Strukturen mit dem ökologischen Nachteil einer intensiven, hochmechanisierten Agrarproduktion.»

Wohin die industrielle Landwirtschaft führt, untersuchte ein Agronomenteam im Auftrag des Bundesamts. Ein Fazit seiner Studie, die im Sommer herauskam: Es lasse sich nicht nachweisen, «dass die Schweiz im Bereich des ordentlichen Gewässer-, Natur- und Bodenschutzes sowie von Luftreinigung/Klimaschutz insgesamt strengere Vorschriften hat als die Vergleichsregionen», und auch die vermutete Spitzenstellung der Schweizer Landwirtschaft aufgrund des strengeren Tierschutzes lasse sich «nicht ohne weiteres mit Zahlen belegen». Die Schweizer halten doppelt so viele Rinder in Anbindeställen wie die



Die Ängste vor der Zersiedelung sind übertrieben: Zahlen des Bundesamts für Landwirtschaft.

Deutschen; sie düngen doppelt so viel Stickstoff wie die Österreicher oder die Franzosen, und sie spritzen ebenso viel Pestizide wie ihre Konkurrenten in der EU. Die Biodiversität, gemessen etwa an den Brutvogelarten, schwindet denn auch im Mittelland bedenklich. Dazu warnt eine neue Studie des Luzerner Umweltamts, wegen der schweren Landmaschinen sei schon ein Drittel der Böden so verdichtet, dass die Fruchtbarkeit leidet.

Das Bundesamt für Landwirtschaft distanzierte sich von der kritischen Studie, die es selber in Auftrag gegeben hatte. Die Hauptautorin Priska Baur lehrte ab September 2013 an der Berner Fachhochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften – und ging während der Probezeit wieder. Sie sei in der Landwirtschaft «nicht ausreichend akzeptiert», um gute Arbeit zu machen: «Für eine unabhängige Forschung und Lehre fehlt es an Offenheit, Sachlichkeit und der nötigen Diskussionskultur.»

Mythos 4 — Die Landwirte wollen Unternehmer sein.

«Der Kernauftrag eines jeden Schweizer Bauern», trompetet der bauernde Nationalrat Toni Brunner, «ist die Produktion von Nahrungsmitteln.» Und ihre Produkte müssten die Schweizer Bauern auf dem Markt verkaufen können – mit ein bisschen (mehr) Hilfe vom Staat. Der Präsident der SVP Schweiz irrt gleich doppelt. Einerseits ist es nicht der Kernauftrag der Schweizer Konsumenten, der Landwirtschaft ihre Produktion zu jedem Preis abzukaufen. Andererseits schreibt der Bund die Aufträge der Schweizer Bauern in der Verfassung fest: nicht nur die sichere Versorgung, sondern vor allem auch das Erhalten der natürlichen Lebensgrundlagen und der dezentralen Besiedlung sowie das Pflegen der Kulturlandschaft – diese Leistungen sind dem Volk jährlich fast drei Milliarden Franken an Direktzahlungen wert.

Die Schweizer Landwirtschaft trägt mit drei Prozent der Beschäftigten noch 0,8 Prozent zum Bruttoinlandprodukt bei – so wenig wie in keinem anderen hochentwickelten Land. Doch ausgerechnet in der Schweiz, die als höchstindustrialisiertes Land der Welt ihren Reichtum mit Exporten verdient, spielen die Bauern eine so gewichtige Rolle in der Politik wie nirgends sonst. Die OECD misst mit dem Producer Support Estimate, welchen Einkommensanteil die Bauern der Politik verdanken: In der Schweiz, die der Landwirtschaft mit Direktzahlungen und Grenzschutz sechs Milliarden im Jahr zuschanzt, liegt der Wert bei 53 Prozent, in der EU bei nur 20 Prozent.

Das heisst: Mehr als die Hälfte ihres Einkommens verdienen die Schweizer Bauern nicht als Unternehmer, die marktfähige Produkte erzeugen, sondern als Empfänger von Subventionen, die von der Politik gewünschte Leistungen erbringen. Kein Wunder, dass im



«Wettlauf um Ressourcen»: SVP-Politiker Joder.

Parlament kein Berufsstand so stark seine Interessen vertritt wie die Landwirtschaft: In der 56-köpfigen Nationalratsfraktion der SVP sitzen neun Bauern, darunter alle vier Waadtländer SVP-Vertreter, dazu kommen der gelernte Landwirt Christoph Blocher, der Agronom Caspar Baader und der Funktionär Albert Rösti. Bei der FDP sind es drei Bauern plus der Direktor des Bauernverbandes, Jacques Bourgeois, und der Direktor des Obstverbandes, Bruno Pezzatti, bei der CVP drei Bauern, darunter Bauernpräsident Markus Ritter, sowie der Agronom Christophe Darbellay und der Veterinär Jean-Paul Gschwind, bei der BDP der Bergbauer Hansjörg Hassler und bei den Grünen die Biobäuerin Maya Graf.

Mindestens ein Achtel des Parlaments, quer durch die Fraktionen, hat also einen direkten Bezug zur Landwirtschaft – und so sieht die Politik des Parlaments aus: Die Bauern graschen nach den Subventionen für Solaranlagen als «vierte Fruchtfolgefläche», sperren sich gegen die Einführung von genveränderten Pflanzen trotz wissenschaftlich bewiesener Unbedenklichkeit, schreien nach Billigarbeitskräften aus Polen oder Portugal und kämpfen gegen den Freihandel, mit dem die Schweiz als Exportnation die Steuergelder für die Subventionen verdient.

Dabei wehren sich die Bauern, die sich gerne als Unternehmer sehen, immer gegen den Markt. Nur kleinlaut traut sich Volkswirtschaftsminister Schneider-Ammann, zuvor ein global erfolgreicher Maschinenindustrieller, den Bauern zu empfehlen: Sie müssten halt «auf einer gesicherten Grundlage» – wie sie sonst niemand in der Wirtschaft hat – «das eine oder andere unternehmerische Risiko eingehen».

Mythos 5 — Den Bauern geht es schlecht.

Der Sozialstaat Schweiz verhätschelt viele Randgruppen, keine aber so sehr wie die Bauern. Allein die Eidgenossenschaft betreut sie mit dem Bundesamt für Landwirtschaft (Budget: 3,8 Milliarden Franken), mit den Forschungsanstalten Agroscope (180 Millionen) sowie mit dem Bundesamt für Veterinärwesen (50 Millionen) – pro Kopf der Bevölkerung also mit ziemlich genau 500 Franken. Was dank diesem vielen Geld geschieht, ermittelt alljährlich der 300-seitige Agrarbericht; dazu kommt alle vier Jahre eine repräsentative Befragung, die der Befindlichkeit der Bauern nachspürt.

«Bäuerliche Bevölkerung ist mit ihrem Beruf mehrheitlich zufrieden», schliesst das Bundesamt aus dem Agrarbericht 2013. Weniger zufrieden sind die Bauern zwar mit ihrem Einkommen: Auf der Skala von 1 (sehr unzufrieden) bis 5 (sehr zufrieden) kommen sie nur auf 3,3, gegenüber allen Beschäftigten mit 3,9. Die Bauern beweisen damit aber nur ihre Kernkompetenz: das Jammern. Der durchschnittliche Betrieb erzielt ein Einkommen von 56 000 Franken (nach Abschreibungen für das Wohnrecht, also bei Gratiswohnung), mit zusätzlichen ausserbetrieblichen Beschäftigungen vor allem in den Wintermonaten stocken die Bauern ihr Einkommen um je 27 000 Franken auf. Das ergibt für den Durchschnittsbetrieb ein Einkommen von immerhin 83 000 Franken, dies für 1,2 sogenannte Familien-Jahresarbeits-einheiten, also nicht entlohnte Arbeitskräfte.

Das Bundesamt für Landwirtschaft macht sich allerdings immer noch Sorgen wegen des Drucks, unter dem die Bauern angeblich leiden. So droht die physische Arbeitsbelastung in der Milchviehhaltung, die zwischen 1990 und 2010 auf ein Drittel zurückging, wieder leicht anzusteigen, einfach weil die Bauern ihre durchmechanisierten Ställe immer stärker ausbauen. Diese Entwicklung müsse man im Auge behalten, mahnt Direktor Bernard Lehmann. Noch stärker zu schaffen mache den Bauern aber der Stress «infolge des Strukturwandels und der Volatilität offenerer Märkte». Agroscope arbeitet deshalb an einem Projekt, «wobei eine auf dem relativen Anstieg von Blutparametern basierende Messmethode zur Stressbelastungsmessung zur Anwendungsreife in der landwirtschaftlichen Praxis entwickelt werden könnte». Die Millionen von Beschäftigten, deren Arbeit durch die Globalisierung und die Digitalisierung in den letzten zwei Jahrzehnten völlig umgekrempelt wurde, dürfen milde lächeln.

Die Selbständigkeit, der eigene Chef zu sein, schätzen zwei Drittel der Bauern als grössten Vorzug ihres Berufs. Und die Bauern nennen als wichtigste Quelle der Unzufriedenheit die politischen Rahmenbedingungen – denen sie mehr als die Hälfte ihres Einkommens verdanken. Sie sollten sich ohne Staatskrücken wirklich einmal als Unternehmer versuchen. ○

Willkommen bei der Sozialhilfe

Lehrlinge, die mit ihrem Lohn nicht zufrieden sind, können diesen via Fürsorge locker verdoppeln. In der Stadt Zürich beziehen 1700 junge Erwachsene Geld vom Sozialamt. Die Eltern sind machtlos. Und wenn sie Pech haben, werden sie auch noch zur Kasse gebeten. *Von Alex Baur*

Xiomara (Name geändert) war schon immer ein waches und eigenwilliges Mädchen. Als sie 2007 zusammen mit ihrer Mutter von Ecuador nach Zürich zog, war sie vierzehn Jahre alt. Ein schwieriges Alter für einen derartigen Wechsel. Doch nach einem Integrationsjahr schaffte Xiomara den Übertritt in die Sekundarschule, und nach dem zehnten Schuljahr fand sie eine gute Lehrstelle. Alles schien auf bestem Weg. Ihr Schweizer Stiefvater hatte das Mädchen gut aufgenommen, und auch ihre südamerikanische Mutter lebte sich schnell ein in Zürich.

Wohl gab es immer wieder mal Reibereien zwischen Tochter und Mutter. Neben dem Taschengeld (zu knapp), der Mithilfe im Haushalt (null Bock) und den Ausgangszeiten (unter der Woche nur bis Mitternacht) gab vor allem Xiomaras Freund zu Diskussionen Anlass. Ihre Mutter hatte zwar nichts gegen die Liaison, sie wollte aber nicht, dass der Bursche in der Wohnung übernachtete. Dann werde sie halt ausziehen, drohte die mittlerweile sechzehnjährige Xiomara. «Wie du willst», erwiderte die Mutter, «aber wenn du ausziehst, dann sorgst du auch finanziell für dich selber.»

Das sei kein Problem, erklärte Xiomara, das Sozialamt würde zahlen. Zwei ihrer Freundinnen hätten das auch so gelöst. Der Stiefvater warnte sie: Sozialhilfe sei in der Schweiz nur eine Anleihe, sie müsse das Geld später zurückzahlen. Doch der Teenager lachte die Eltern nur aus. Sie habe sich beim Sozialamt persönlich informiert, erwiderte Xiomara, dort habe man ihr versichert, dass dies nur in der Theorie der Fall sei. In der Praxis werde das Sozialgeld kaum zurückgefordert, sofern einer nicht gerade im Lotto eine Million gewinne.

Ihre Eltern dachten damals, Xiomara habe geblufft. Doch das war ein Irrtum. Kaum war sie achtzehn, zog die junge Dame zu Hause aus, angeblich zu einer Freundin. Dass das Zürcher Sozialamt die Aktion unterstützte und vor allem finanzierte, erfuhren die Eltern erst ein paar Monate später, per Einschreiben. In einem knappen Brief teilte ihnen das Zürcher Sozialamt im letzten Februar mit, dass Xiomara Fürsorgegeld beziehe. Da sie sich als Lehrling in der Erstausbildung befinde und ihre Eltern über ein geregeltes Einkommen verfügten, nehme das Amt nun Regress auf die Familie.

Im Klartext: Die Eltern müssen Xiomara via Sozialamt zusätzlich zu ihrem Lehrlingslohn (rund tausend Franken) monatlich bis zu 2237 Franken bezahlen, rückwirkend auf ihren Auszug im Herbst 2012. Da Xiomara eben voll-

jährig geworden ist, will das Amt keine Begründung abgeben. Datenschutz.

Die Eltern verlangten darauf eine gemeinsame Aussprache auf dem Amt. Doch die junge Frau war, zumindest anfänglich, nicht bereit, an einen Tisch zu sitzen mit ihren Angehörigen, die sie gegenüber den Sozialarbeitern offenbar recht übel angeschwärzt hatte. Die Eltern verweigern die Zahlung. Nach monatelangen zähen Verhandlungen erklären sich die Juristen im Sozialamt schliesslich bereit, auf die Forderungen gegenüber den Eltern zu verzichten. Im Sinne eines Kompromisses organisierten sie ein «Stipendium» für Xiomara.

«Es ist ja nicht ihre Tochter»

Unterdessen redet Xiomara wieder mit ihren Eltern und signalisiert, dass sie gerne heimkehren würde. Die Eltern sind trotzdem sauer, nicht auf ihre Tochter, sondern auf das Amt. «Man hat uns wie Kriminelle behandelt», sagt die Mutter, «ohne mit uns geredet zu haben – wir sollten zahlen und schweigen.» Sie habe versucht, Xiomara zu einer eigenverantwortlichen Person zu erziehen, die sich Konfrontationen stellt; das Sozialamt habe genau dies sabotiert. Und sie glaubt auch zu wissen, warum: «Die Sozialarbeiter wählten den einfachsten Weg – Xiomara ist ja nicht ihre Tochter, und es ist auch nicht ihr Geld.»

Xiomara ist kein Einzelfall. Junge Erwachsene im Alter zwischen 18 und 25 Jahren machen in den Schweizer Städten mittlerweile rund zehn Prozent der Fürsorgebezüger aus, Tendenz steigend. In absoluten Zahlen sind das beispielsweise in der Stadt Zürich 1742 junge Menschen, die am Anfang ihres Erwachsenenlebens stehen und bereits am Tropf des Sozialamtes hängen. In der Stadt Basel wurden 8,6 Prozent aller Einwohner in dieser Altersklasse bereits von der Fürsorge angefixt, in Biel und Lausanne sind es über 12 Prozent.

Gerade für Lehrlinge ist die Versuchung gross. Das zeigt der Fall von Xiomara. Ihre Akten sind unter Verschluss, doch aus den Forderungen an die Eltern lässt sich schliessen, dass sie neben ihrem Lehrlingslohn vom Sozialamt monatlich rund 1200 Franken erhält, was einer Verdoppelung ihrer Einkünfte entspricht. Für «junge Erwachsene in Erstausbildung» gilt zwar ein reduzierter Grundbedarf (monatlich 755 Franken, plus Miete und Krankenkasse). Dazu kommen aber noch allerlei Extras, die den Gang zur Fürsorge versüssen: «Integrationszulage» (bis 300 Franken), «Einkommensfreibetrag» (bis 850 Franken), «Situationsbedingte Leistungen» (Zugbillet, Kurse, Selbstbehalte et cetera). Eigentlich ist es verwunderlich, dass nicht noch mehr Jugendliche von diesem Angebot Gebrauch machen. ○



Von der Fürsorge angefixt: Immer mehr 18- bis 25-Jährige beziehen Sozialhilfe.

Bank im Griff der Politik

Die Zürcher Kantonalbank sieht sich heftiger Kritik aus der Politik ausgesetzt, weil sie in Probleme mit den USA geriet. Die Entrüstung ist wohlfeil. Politiker von SP bis SVP haben am Ende das Schlamassel zu verantworten. Alle Kontrollgremien werden von Politikern beherrscht. *Von Florian Schwab*



Keine Führungserfahrung im Feld: ZKB-Präsident Müller-Ganz.

Keinen Franken hat die Zürcher Kantonalbank (ZKB) bislang für die zu erwartende Busse im Steuerstreit mit den USA zurückgestellt. Dabei hat die amerikanische Justiz die ZKB bereits im Zangengriff. Vor wenigen Tagen liess der New Yorker Staatsanwalt Preet Bharara wissen, dass er die amerikanischen Korrespondenzbanken der Zürcher Staatsbank gerichtlich dazu zwingen will, die Überweisungsinformationen von ZKB-Kunden herauszurücken. Der *Tages-Anzeiger* schreibt von drohenden Bussen in der Höhe von 180 bis 720 Millionen Franken, was von Insidern aber als zu hoch eingeschätzt wird.

Auch wenn die Höhe der Busse noch unklar ist, so weiss man, dass eine entsprechende Rückstellung den Unternehmensgewinn empfindlich schmälern würde. Bleibt man bei den herumgeisternden Zahlen, dann ist rasch klar, warum die ZKB kein Geld zurückstellt: Von ihr wird erwartet, dass sie ihren jährlichen Gewinn zu einem Drittel an die Zürcher Gemeinden und zu zwei Dritteln an den

Kanton Zürich überweist. Dieser Betrag bewegte sich in den letzten Jahren um 375 Millionen Franken.

Politik der hohlen Hand

Eine saftige Busse aus den USA hiesse, dass es bis zu zwei Jahre lang keine Gewinnausschüttung von der ZKB gäbe – ein Horrorszenario für die Finanzplanung des Kantons und der Gemeinden, wo der Millionensegen fest eingeplant und «das Geld bereits ausgegeben ist, bevor auch nur ein Rappen geflossen ist», wie es Claudio Zanetti (SVP) ausdrückt, Kantonsrat in der Spezialkommission ZKB.

Als politische Bank muss sich die ZKB den Renditeerwartungen ihrer staatlichen Eigentümer beugen. Betriebswirtschaftlich gebotene Rückstellungen haben dabei das Nachsehen. Dabei muss man noch froh sein, wenn es die Politik bei der hohlen Hand bewenden lässt und sich nicht, wie die sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich, auch noch Gedanken zur operativen Führung der Bank macht.



Eiertanz: ZKB-Vize Dobler, SVP.



Abenteuerliche Ziele: ZKB-Vize Blum, SP.

Die SP-Wunschliste an die ZKB umfasst ökonomisch unbegründete Forderungen («leichter Zugang zu Krediten für Mikrounternehmen und Menschen in aussergewöhnlichen Notsituationen»), ideologische Kampfziele («Verbesserung der Energiebilanz in Richtung 2000-Watt-Gesellschaft» und «Förderung der Überwindung erstarrter Geschlechterrollen») bis hin zu Klientelpolitik («Förderung privater Initiativen für Not- und Aufbauhilfen aller Art»). Mitverfasser des Dokuments ist János Blum, Vizepräsident der ZKB. Er wollte sich nicht zu den abenteuerlichen Zielen äussern, die er gemeinsam mit seiner Partei vorgeben will.

Offenbar führt das Aufsichtspersonal der ZKB einen Eiertanz um politische Wunschlisten und Bank-Realitäten auf. Die direkte Aufsicht über die Geschäftstätigkeit der Kantonalbank liegt beim Bankrat, einem strikt nach Parteienproporz zusammengesetzten Gremium. Dabei ist für Bankfachleute wie den St. Galler Bankenprofessor und ehema-

ligen Präsidenten der Zuger Kantonalbank, Beat Bernet, klar, dass auch der Bankrat einer Kantonalbank unabhängig von politischen Erwägungen besetzt werden sollte. Wer eine Bank beaufsichtigt, der müsse verstehen «wie Swaps laufen oder wie das Risikoprofil von Derivatgeschäften aussieht oder wie sich Zinskurvenänderungen auf die Risiken in der Bilanz auswirken». Darin unterscheide sich das Bankgeschäft von anderen Branchen.

Wie sieht es bei der ZKB aus? Bankratspräsident ist FDP-Vertreter Jörg Müller-Ganz. Auch die beiden Vizepräsidenten sind parteigebunden: János Blum (SP) und Bruno Dobler (SVP). Alle drei bringen wenig Erfahrung im Bankgeschäft mit. Als Leiter des Beratungsunternehmens Helbling in der Schweiz hat Präsident Müller-Ganz noch am ehesten das notwendige Wissen. Eine Beratungstätigkeit ersetzt aber nicht die Führungserfahrung im Feld. Blum war Risikospezialist im Versicherungswesen, und Dobler hat sich nach einer Banklehre als Unternehmer und Manager in der Luftfahrt profiliert.

Das Kompetenzspektrum im übrigen Bankrat reicht vom finanzpolitisch beschlagenen SVP-Nationalrat Hans Kaufmann, der immerhin eine eigene kleine Finanzboutique gegründet hat, bis hin zur SP-Frau Liliane Waldner, die die ZKB auf ihrer Website als «selbständige Geschäftsfrau» führt. Allerdings verzeichnen die schweizerischen Handelsregister seit 2006 keine unternehmerische Tätigkeit mehr unter ihrem Namen.

Das Faktotum in dem Gremium ist der Grüne-Vertreter Hans Sigg, ein Winterthurer Wirtschaftslehrer und in den 1990er Jahren Kantonsrat, dessen bleibendes parlamentarisches Erbe beispielsweise aus einer «Anfrage betreffend Wildkräuterbekämpfung an SBB-Geleiseanlagen» und einer Interpellation zur Angelegenheit «Umweltbelastung durch die Jagdschiessanlage Embrach» besteht.

Die Überforderung der politischen Aufseher tritt alle paar Jahre zutage. So ist die Gefahr durch US-Kunden nicht die einzige, welche übersehen wurde. Im Zuge der Finanzkrise

verlor die ZKB 80 Millionen Franken durch Anleihen isländischer Banken, und die Übernahme der österreichischen Privatinvest-Bank im Jahr 2010 beschert jährlich Millionenverluste.

Liebesentzug der SP

Schlagzeilenträchtig war auch die Sulzer-Affäre des ehemaligen Chefs Hans Vögeli im Jahr 2007. Damals half die ZKB dem russischen Investor Viktor Vekselberg dabei, die Meldepflichten bei der Übernahme des Winterthurer Industriekonzerns zu umgehen. Nebenbei spekulierte Vögeli im Umfeld der Transaktion privat mit Optionen auf Sulzer-Aktien. Vögeli musste gehen, seine Kontrolleure blieben in Amt und Würden.

Ein kleines Muster davon, dass der Bankrat nicht davor gefeit ist, zum politischen Jahrmarkt zu werden, bot anlässlich dieser Affäre der ehemalige Bankrat Maurice Richard H. Pedernana (SP). Der ehemalige Mann von Nationalrätin Jacqueline Fehr (SP) amtet als Bankenprofessor an einer Fachhochschule und führt eine eigene Finanzfirma.

Via Winterthurer *Landbote* machte Pedernana indirekt den damaligen Bankratspräsidenten Urs Oberholzer (SVP) für den Vögeli-Skandal verantwortlich, was ihm von Seiten der Bank den Vorwurf eintrug, er betreibe «Wahlkampf». Mit der medial vorgetragenen Kritik brachte sich Pedernana als Nachfolger von Präsident Oberholzer in Stellung. Nur durch das Präsidentenamt hätte er die zwölfjährige Amtszeitbeschränkung als Bankrat überwinden können. Doch dazu kam es nicht: 2010 trennte sich Fehr von Pedernana. Die SP nominierte im Folgejahr mit János Blum einen Kandidaten, der dann nicht einmal Präsident werden wollte. Ob die Trennung von Fehr zum Liebesentzug durch die SP führte? Pedernana will sich weder dazu, noch zu seinem damaligen Wahlkampfmanöver äussern.

Kritik an der Politisierung der Aufsichtsgremien wird immer dann laut, wenn etwas schief läuft. Auch die Finanzmarktaufsicht fühlte sich bei der letzten Gesamterneuerung

des Bankrats bemüssigt, die ZKB explizit darauf hinzuweisen, dass die Bankräte «Gewähr für eine einwandfreie Geschäftstätigkeit» bieten müssten. Der St. Galler Volkswirtschaftsprofessor Franz Jaeger betont, dass das Kantonalbankensystem seine historischen Verdienste habe, doch «eine Entpolitisierung heute dringend geboten» wäre. Andere Kantonalbanken gehen diesen Weg. Es sei vermutlich kein Zufall, meint Jaeger, dass ausgerechnet jene Institute mit den parteipolitisch besetzten Bankräten am Wickel der US-Justiz zappeln. Auch Beat Bernet pflichtet bei: Dass Probleme mit den USA und an anderen Stellen auftraten, habe wohl nichts mit den einzelnen Parteien zu tun, aber «wahrscheinlich viel mit dem noch ungenügenden Verständnis der Bankräte dem Geschäft gegenüber, das sie eigentlich strategisch steuern und überwachen sollten».

66 Prozent mehr Lohn

Wie schwer es ist, den Parteiproporz aus den Banken herauszuhalten, weiss Bernet aus eigener Erfahrung. Als er vom Präsidium der Zuger Kantonalbank zurücktrat, habe er «gegen grosse Widerstände durchgesetzt, dass nicht ein altgedienter Politiker mein Nachfolger wird, sondern ein erfahrener Banker».

Im Kanton Zürich gehört ein Sitz im Bankrat zum Attraktivsten, was die Kantonalpolitik zu vergeben hat. Die Mitglieder des Präsidiums erhalten bislang ein Jahresalar von 311 500 Franken brutto plus eine Spesenpauschale von 14 000 Franken – für gewöhnliche Mitglieder gibt es 18 000 Franken plus Spesen von pauschal 6000 Franken. Nun will sich der Bankrat vom Kantonsrat eine fürstliche Lohnerhöhung genehmigen lassen: Die drei vollamtlichen Präsidiumsmitglieder möchten gerne 416 000 Franken kassieren (plus 34 Prozent), die übrigen Mandatsträger 30 000 Franken (plus 66 Prozent).

Mit dieser Lohnerhöhung für sich selber, das zeigt eine kleine Umfrage unter Zürcher Kantonsräten, wird der Bankrat allerdings kaum durchdringen. ○

HIGHLIGHTS DER WOCHE

GRAND PRIX PARKER 90
 Champagne Brut - Pol Roger NV
 CHF 35.65

Champagne Brut Réserve - Billecart Salmon NV
 CHF 41.05

GRAND PRIX STAVATON 91
 Champagne Blanc de Blancs - Ruinart NV
 CHF 59.40

Champagne Belle Epoque - Perrier Jouët 2006
 CHF 113.40

Champagne Dom Pérignon - Moët & Chandon 2004
 CHF 135.00

Champagne Brut Initial Blanc de Blancs Brut - Seloise Jacques NV
 CHF 135.00

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano, Transport nicht im Preis enthalten.

NEUE CHAMPAGNER ZUM ERSTEN MAL BEI ARVI!

GRAND PRIX PARKER 91

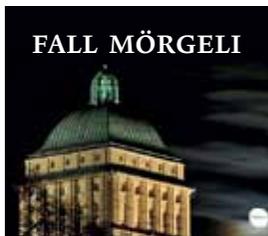
CHAMPAGNE GRAND RÉSERVE GOSSET NV
 47.50 CHF

CHAMPAGNE BRUT INFLORESCENCE VAL VILAINE BLANC DE NOIRS CÉDRIC BOUCHARD NV
 59.40 CHF

CHAMPAGNE GRAND CRU BRUT TRADITION EGLY OURJET NV
 51.85 CHF

ARVI
 THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVISA
 Via Pedemonte 1
 CH-6818 Melano
 T 091 649 68 88
 F 091 648 33 75
 info@arvi.ch
 WWW.ARVI.CH



Blindflug in den Crash

Professor Flurin Condrau verfeinert seine Mobbing-Methoden: Er lässt Christoph Mörgeli systematisch auflaufen und pflegt Probleme, statt sie anzupacken. Eine formelle Mitarbeiterbeurteilung verkommt zur Farce. Teil 2 der *Weltwoche*-Serie. Von Philipp Gut

Am 15. November 2011 macht Flurin Condrau Ernst. Per E-Mail beordert der neue Chef des Medizinhistorischen Instituts, der erst seit Februar im Amt ist und von Beginn weg durchblicken liess, was er von Christoph Mörgeli hält – nämlich nichts –, den hauseigenen Museumsleiter zu einer «Standortbestimmung in Bezug auf Ihre Arbeit». Das Gespräch findet am 23. November im Büro des Dekans der Medizinischen Fakultät Klaus Grätz an der Pestalozzistrasse 3 am Fuss des Zürichbergs statt. Anwesend ist, neben Condrau, Mörgeli und dem Dekan, auch Andrea Moser von der Uni-Personalabteilung.

Condrau beginnt mit einem Paukenschlag: Er eröffnet Mörgeli vor dem gemeinsamen Vorgesetzten Grätz, er wolle künftig – nach über 26-jähriger Tätigkeit Mörgelis am Institut – nicht mehr mit ihm zusammenarbeiten. Die Ankündigung kommt aus heiterem Himmel, da ohne vorgängige Qualifikation. Grätz erinnert immerhin daran, dass sich Mörgeli erhebliche Verdienste in seinem Fach erworben habe. Und er erkundigt sich, wie der Angeschossene unter diesen Umständen seine berufliche Zukunft sehe. Mörgeli bekräftigt, er sei gern und mit Überzeugung Medizinhistoriker und möchte die Stelle behalten.

Als er später mit seinem Auto davonfährt, sieht er Condrau allein mit Andrea Moser vor dem Gebäude der Personalabteilung diskutieren. Nach Auffassung von Mörgeli berät sie Condrau dahingehend, alle angeblichen Verfehlungen Mörgelis schriftlich zu dokumentieren und in regelmässigen Sitzungen zu rügen. Jedenfalls wird Condrau in der Folge genau dies tun, akribisch und mit wissenschaftlicher Präzision. Selbst Kritik wie die, Mörgeli habe Papier im Abfalleimer des Sekretariats entsorgt und nicht in seinem eigenen Kübel, findet Eingang in die Rüffel-Liste.

Protokoll vorenthalten

Personalleiterin Moser verfasst ein Beschlussprotokoll der Sitzung, ohne Verteiler. Mörgeli, der Hauptbetroffene, erhält indes kein Exemplar des Protokolls – ein arbeitsrechtlich zweifelhaftes Vorgehen, das den Verdacht erweckt, die Uni-Personalabteilung habe sich von Anfang an auf die Seite des Chefs geschlagen und die Rechte des Untergebenen vernachlässigt. Tatsächlich hat sie nie das Gespräch mit Mörgeli gesucht, geschweige denn dem langjährigen Universitätsmitarbeiter Unterstützung angeboten.

Noch am selben Tag sendet Mörgeli eine Nachricht an den Dekan und bittet ihn um eine Aussprache: «Damit ich besser verstehen kann, was gegenwärtig an unserem Institut abläuft, wäre ich froh um ein gelegentliches persönliches Gespräch mit Ihnen», schreibt er. Oftmals seien ja «die Motive, die hinter einem Vorgang stehen, wichtiger als das, was gesagt wird. Wie ich Ihnen ansonsten versichert habe, bin ich geistig beweglich genug, an mich gerichteten konkreten, erfüllbaren Anforderungen nach bestem Wissen und Können zu entsprechen», so Mörgeli.

Verbannung in die Katakomben

Dekan Grätz stimmt einer solchen Besprechung zu; sie wird auf den 6. Januar 2012 festgelegt. Mörgeli fragt Grätz, was genau am Medizinhistorischen Institut gegen ihn unternommen werde und ob die Fakultät Condrau dabei unterstütze, ihn, Mörgeli, loszuwerden. Der Dekan verneint dies ausdrücklich.

Allerdings: Auf den weiteren Gang der Geschehnisse hat die verbale Rückendeckung

Condrau beschneidet die Ressourcen für Pflege und Unterhalt der Sammlungsstücke.

Mörgelis durch die Fakultätsspitze keinen Einfluss. Unbeirrt – und offenbar mit Sukkurs der Personalabteilung – bereitet Condrau den Abschluss des missliebigen Mitarbeiters vor.

Ende 2011 weist er Mörgeli an, sein Büro im Sammlungsstockwerk am Hirschengraben 82 zu verlassen und einen kleineren Raum in der sogenannten Institutsetage zu beziehen. Seinen Platz nimmt fortan Eberhard Wolff ein, der Ehegatte Iris Ritzmanns, der Vizedirektorin des Medizinhistorischen Instituts und Stellvertreterin Flurin Condraus.

Auch im Museum, seiner eigentlichen Domäne, wird Mörgeli zurückgedrängt, seine Kompetenzen schwinden. Als ebenfalls am Jahresende 2011 eine Gruppe der Zürcher Gesundheitsdirektion mit Regierungsrat Thomas Heiniger (FDP) die Ausstellung an der Rämistrasse 69 besucht, bleibt Konservator Mörgeli aussen vor. Die Führung übernehmen Flurin Condrau und Stellvertreterin Ritzmann, wobei der Institutsdirektor vor den Besuchern seine Unzufriedenheit über das Museum ausdrückt. Laut Condrau stellte Regierungsrat Heiniger einen Riss in einem Glas

mit einem Krebspräparat fest. Mörgeli lässt das einzelne schadhafte Behältnis umgehend ersetzen.

Der Vorgang wiederholt sich: Auch eine Museumsbesichtigung von Angehörigen der Klinik für Infektionskrankheiten führt das Duo Condrau/Ritzmann durch, ohne Mörgeli zu beteiligen oder auch nur zu informieren. Der Museumsleiter ist nicht mehr Chef im eigenen Haus.

Erst später geht Mörgeli auf, dass dahinter eine Strategie steckt: Condrau will ihn aus dem Museum – dem Schaufenster des Instituts – entfernen und in die für die Öffentlichkeit unsichtbaren Katakomben des Sammlungsmagazins verbannen. Dasselbe gilt für die Sonderausstellungen: Auch sie werden Mörgelis Obhut entzogen. Dafür zuständig ist jetzt Eberhard Wolff, der Ritzmann-Gatte, der den Platz in Mörgelis Büro eingenommen hat.

Die offizielle Bestätigung dieses schleichen Kompetenzzugs erfolgt am 24. Februar 2012: Mörgeli unterzeichnet einen neuen Stellenbeschrieb, gemäss dem ihm die Betreuung der Sonderausstellungen weggenommen wird. Condrau erwartet, dass er ein Pensum von 50 Prozent für die Objektsammlung aufwendet, die ein «breites Panorama unterschiedlicher Entwicklungen in und ausserhalb der anerkannten Medizin» dokumentiert und dem Publikum nicht zugänglich ist. Aus der Beletage des Museums mit seinen jährlich über 10 000 Besuchern vertrieben, findet sich der degradierte Konservator im Instituts Keller wieder.

Zugleich beschneidet Condrau die Ressourcen für Pflege und Unterhalt der Sammlungsstücke. Jahrelang hat Norbert Alder, Spezialist am pathologischen Institut, auch die Präparate der medizinhistorischen Sammlung restauriert. Auf Anweisung Condraus muss Mörgeli ihm am 17. Januar 2012 den Schlüssel abnehmen. Seine Aufgaben werden gestrichen. Fortan gibt es keine fachgerechten Konservierungsmassnahmen für die Feuchtpräparate mehr. Auch die Stelle einer Museumsassistentin, die sich um die Sammlungsarbeiten kümmerte, bleibt vakant.

Die Vorfälle lassen Zweifel aufkommen, ob Condrau vorhandene Probleme wirklich anpacken und lösen wollte. Der Eindruck entsteht, dass er sie lieber verwaltete und perpetuierte, um Munition gegen Mörgeli in der Hand zu behalten.



Mitarbeitendenbeurteilung

Christoph Mörgeli

H Unterschriften

Bemerkungen

Am 21.9.2012 wird eine zweite Mitarbeiterbeurteilung durchgeführt. Sollten die anlässlich der am 10. Februar 2012 durchgeführten Mitarbeiterbeurteilung vereinbarten Ziele nicht erreicht werden, und die zweite Mitarbeiterbeurteilung wieder ungenügend ausfallen, wird mit der zweiten Mitarbeiterbeurteilung sodann eine Bewährungsfrist von sechs Monaten angesetzt. Sollte die Bewährungsfrist nicht bestanden werden, würde Herr Prof. F. Condrau bei der Personalabteilung die Kündigung des Arbeitsverhältnisses beantragen.

Diese Beurteilung wurde mit der Mitarbeiterin/dem Mitarbeiter besprochen:

Ort/Datum

Zürich, 10.2.2012

Die/der Vorgesetzte

F. Condrau

Diese Beurteilung wurde eröffnet und das Beurteilungsgespräch hat stattgefunden:

Ort/Datum

Zürich, 10.2.2012

Der/die Mitarbeiter/in

Mörgeli

Die Mitarbeiterin/der Mitarbeiter wünscht die Überprüfung durch und die Besprechung mit der/dem nächst höheren Vorgesetzten:

Ja

Ort/Datum

Visum der/des nächst höheren Vorgesetzten

Gesamtbeurteilung: Ungenügend

Dokumentenablage:

- Original an Personalabteilung/Personaldossier
- Kopie an Mitarbeiter/in
- Kopie an Vorgesetzte/r

Seite 8/8

410'003/Mitarbeitendenbeurteilung

03.05.2011/15:11:38



«Nachlässige Einstellung»: Historiker Mörgeli.

Mit einem Hauch von Komik: Mitarbeiterbeurteilung von Christoph Mörgeli, 10.2.2012.

Ein weiteres Indiz für diese Vermutung liefert ein Vorkommnis vom 2. Februar, nur rund zwei Wochen nachdem Präparator Alder seines Amtes entledigt worden ist. Mörgeli besichtigt mit drei Forschern vom Centre for Evolutionary Medicine des Anatomischen Instituts die pathologische Feuchtpräparate-Sammlung, die ein von Condrau angeforderter Expertenbericht unter Leitung des Stuttgarter Professors Robert Jütte als konservatorisch, ethisch und rechtlich problematisch eingestuft hat. Condrau stösst hinzu und scheint, so erinnert sich Mörgeli, äusserst misstrauisch zu sein. Die Forschergruppe erkennt in den Präparaten ein «wissenschaftlich sehr grosses Potenzial» und würde sie, wie auch die gerichtsmedizinische Sammlung, gern übernehmen.

Mörgeli unterstützt dies nachdrücklich, da das Centre for Evolutionary Medicine über die nötigen Ressourcen und ein Dutzend hochqualifizierter Mitarbeiter verfüge. Condrau aber vermeidet einen Entscheid. Bis heute.

Sieht so ein Beurteilungsprozedere aus?

Nach dem «Standortgespräch» vom 23. November des Vorjahres kommt es am 10. Februar 2012 zu einer zweiten Unterredung mit Condrau, Mörgeli und Dekan Grätz. Es handelt sich um eine «ausserordentliche Mitarbeiterbeurteilung», wobei Mörgeli nicht weiss, dass die Beurteilung ausserordentlich ist. Condrau habe ihm gegenüber lediglich von einer (normalen) «Mitarbeiterbeurteilung» gesprochen, sagt er.

Das Verdikt fällt in allen Belangen vernichtend aus, die Gesamtzensur lautet «ungenügend». Insbesondere kritisiert Condrau die Qualität der von Mörgeli betreuten Dissertationen und den Zustand von Sammlung und Museum.

Die Kritik mutet teilweise abstrus an, mit einem Anflug von Komik. So präsentiert Condrau eine von ihm selber aufgenommene Fotografie eines Kondoms aus der Aids-Vitrine des Medizinhistorischen Museums, die den Vorwurf einer «nachlässigen Einstellung gegenüber den Objekten» belegen soll. Sie zeigt ein Präservativ, das über einen weiss bemalten, lackierten Besenstiel gestülpt ist. Unter dem neuapplizierten Gummi, der aufgrund der Brüchigkeit des Materials regelmässig ersetzt wird, ist der Rest eines alten Kondoms von der

Ihr privates Weltwoche-Archiv.



Jetzt downloaden!

Erhältlich im App Store

ANDROID APP ON Google play

Als Abonnent/-in lesen Sie die Weltwoche bequem auch unterwegs.

- ▶ Auch zum Nachschlagen: Drei vollständige Jahrgänge verfügbar.
- ▶ Neu: mit Autorensuche.

Jetzt im App-Store für nur Fr. 5.– (einmaliger Download).

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

ungefähren Grösse eines Quadratmillimeters zu sehen. Mörgeli weist den Vorwurf eines unsorgfältigen Umgangs mit den Sammlungsobjekten in aller Schärfe zurück.

Aber selbst wenn man Condraus Ansicht teilt und die Episode als Beleg für ein nachlässiges Museumsmanagement wertet: Wäre dies ein Entlassungsgrund? Oder dürfte man nicht eher erwarten, dass der Institutsdirektor seinen Mitarbeiter anweist, die alten Überreste doch bitte zu beseitigen? Condrau wollte es offenbar auf eine Konfrontation ankommen lassen, sonst hätte er das Corpus Delicti nicht eigens fotografiert und dem Dekan vorgelegt.

Bestandteil der Mitarbeiterbeurteilung sind konkrete Zielvereinbarungen. Neben einer IT-Ausbildung muss der erfahrene Konservator und Ausstellungsmacher, der in 27 Jahren unter anderem 38 Sonderschauen kuratiert hat, einen Kurs in Museologie absolvieren. Vor allem aber muss er theoretische Knochenarbeit leisten. Condrau verlangt vier «Konzepte» mit vorgegebenen, eng gestaffelten Abgabeterminen.

Alibi-Übung mit Strafcharakter

Mörgeli liefert, neben den übrigen Verpflichtungen in Lehre und Forschung, schliesslich Dutzende von Seiten: ein Konzept zum Depotmanagement (31 Seiten), zur Dokumentierung und Groberschliessung der Objektsammlung (28 Seiten), zur Neugestaltung der Ausstellungsräume «Grosse Krankheiten» (16 Seiten) und «Pfleger kranker Menschen» (14 Seiten). Überdies verfasst er, freiwillig, eine 29-seitige Wegleitung für Führungen im Medizinhistorischen Museum.

Alle diese Arbeiten gibt Mörgeli im Lauf des Frühlings und des Sommers 2012 ab. Mit Ausnahme der Führungswegleitung, die er in einer ersten Fassung kritisiert und die Mörgeli danach überarbeitet und erweitert, reagiert Condrau nicht auf die Papiere. Weder schriftlich noch mündlich werden die Arbeiten – Kern der Zielvereinbarung vom 10. Februar – je besprochen. Offenbar lässt Condrau Mörgeli bewusst und systematisch auflaufen.

Wie soll ein Mitarbeiter wissen, wo er steht, wenn der Vorgesetzte die ihm termingenaue aufgetragenen Arbeiten nicht mit ihm bespricht? Ein solches Vorgehen verletzt die Grundsätze jeder Personalführung – und auch Uni-interne Richtlinien. Gemäss dem Merkblatt «Mitarbeitendenbeurteilung» der Personalabteilung der Universität Zürich müssen die Ziele «von beiden Parteien verstanden und akzeptiert werden, so dass eine Umsetzung auch während der Beurteilungsperiode laufend kontrolliert und gewährleistet ist». Es seien «Zwischengespräche mit den Mitarbeitenden zu vereinbaren, um so auch allfällige Zielkorrekturen rechtzeitig einzuleiten», hält das erwähnte Merkblatt fest.

Professor Condrau hält sich nicht an diese Vorgaben. Er unterlässt zeitgerechte Besprechungen und nimmt Mörgeli so jede Chance, allenfalls korrigierend einzugreifen, um die



«Ich weiss es nicht genau»: Professor Condrau.

gesetzten Ziele zu erreichen. Er schickt Mörgeli auf einen Blindflug, wobei er selber zuvor die Instrumente eingestellt hat – auf Crash.

Dieser drastische Schluss drängt sich auf, wenn man das Ende des Prozesses betrachtet. Eine zweite Mitarbeiterbeurteilung wurde auf den 21. September 2012 angesetzt – es sollte der Tag werden, an dem die Universitätsleitung die Kündigung und sofortige Freistellung Mörgelis aussprach. Doch erst am Vortag dieser zweiten Beurteilung qualifizierte Condrau die in der Zielvereinbarung vom 10. Februar festgehaltenen Arbeiten. Sein Urteil lautete pauschal «ungenügend», zur Begründung gab er nur wenige Stichworte an. Zum Zeitpunkt dieser Qualifikation war Mörgelis Entlassung bereits besiegelt.

Eine transparente, faire und korrekte Beurteilung sieht anders aus. Die gesamte Veranstaltung scheint nie dem Zweck gedient zu haben, den Mitarbeiter auf Zielkurs zu bringen. Vielmehr drängt sich der Eindruck einer Alibiübung mit Strafcharakter auf. Condrau liess Mörgeli Konzept um Konzept schreiben, besprach keines mit ihm und setzte schliesslich ein «ungenügend» unter sämtliche Arbeiten – und dies erst noch in einem Moment, als die Kündigung schon feststand.

Disput um Dissertationen

Zurück zum Mitarbeitergespräch vom 10. Februar. Was die damals ebenfalls diskutierten Standards für Doktorarbeiten betrifft, kommt es zu einem Disput mit Folgen. Da er an entsprechenden Vorbildern interessiert sei, fragt Mörgeli seinen Chef Condrau in Anwesenheit von Dekan Grätz: «Wie viele Dissertationen haben denn Sie betreut?» Condrau zögert kurz, dann antwortet er: «Ich weiss es nicht genau – in jedem Fall mehrere.»

Mörgeli ersucht Condrau danach insgesamt drei Mal, auch schriftlich, die Titel der von ihm angeleiteten Dissertationen zu nennen. Er erhält keine oder nur ausweichende Antworten. Weshalb, wird später klar: Condrau hat offenbar weder in München noch in Manchester und bisher auch nicht in Zürich je eine Doktorarbeit zu Ende betreut.

Nächste Ausgabe: Wie Condrau die Herausgabe geheimer Berichte ermöglicht und die Politik ins Spiel bringt.

Uni Zürich prämierte Titelschwindler

An der Universität Zürich konnte sich ein Medizinprofessor ungestraft mit einem falschen Dokortitel schmücken. Als er ging, gab ihm der Kanton 1,2 Millionen Franken mit auf den Weg. Jetzt wird der Arzt, der inzwischen in Arizona gearbeitet hat, von seiner Vergangenheit eingeholt. *Von Christoph Landolt*

Wie soll man mit einem Mediziner umgehen, der einen Dokortitel führt, den er gar nie erhalten hat? Diese Frage stellt sich an der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich im Moment gleich doppelt. Dekan Klaus Grätz beschäftigt in seiner Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie einen südafrikanischen Arzt, der zwar ein Medizinstudium mit Masterabschluss beendet hat, sich aber Dr. med. Dr. med. dent. nennt (*Weltwoche* Nr. 45/13). Der stellvertretende Klinikdirektor, ein Österreicher, wird als Prof. Dr. med. bezeichnet, obwohl er nie eine Dissertation geschrieben hat (*Weltwoche* Nr. 46/13).

Die Situation ist für die Uni Zürich keineswegs neu. Um die Jahrtausendwende beschäftigte ein ähnlich gelagerter Fall die universitären und politischen Gremien über Jahre hinweg: die Grüssner-Affäre, die ihren Namen dem damals neuen Chirurgieprofessor und Direktor der Klinik für Viszeralchirurgie am Unispital verdankt, Rainer W. Grüssner. Der gebürtige Deutsche war Anfang 1998 vom Zürcher Regierungsrat gewählt worden, offenbar auf Betreiben von Gesundheitsdirektorin Verena Diener (damals Grüne, heute Grünliberale).

Einige Monate später stellte Onkologie-Professor Christian Sauter fest, dass Grüssner, der sich als «M. D. Ph. D.» bezeichnete, an seiner Heimatuniversität in Mainz wohl ein Medizinstudium absolviert und eine medizinische Dissertation verfasst hatte, sich also Dr. med. (Medical Doctor, M. D.) nennen durfte. Den zusätzlichen Titel eines Ph. D. (Philosophical Doctor) aber hatte Grüssner dort nie erworben. Auch in Amerika, wo Grüssner danach tätig war, führte die Suche nach einem Ph.-D.-Titel ins Leere. «Ich sorgte mich um die Reputation der Uni Zürich», erklärt Sauter. «Eine Universität, die falsche Titel toleriert, stellt das ganze akademische System in Frage.»

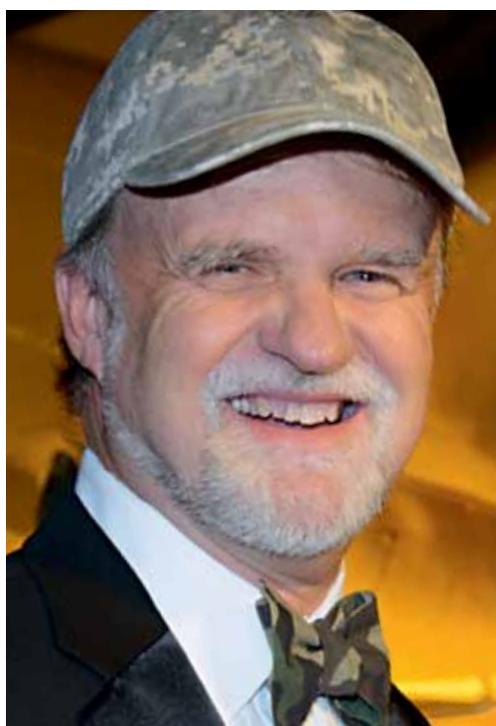
Man sollte meinen, dass bei den Uni-Verantwortlichen in einem solchen Fall die Alarmglocken schrillen müssten. Doch nicht an der Universität Zürich: Der damalige Dekan der Medizinischen Fakultät, Alexander Borbély, versuchte, Sauter von weiteren Recherchen abzuhalten. Rektor Hans Heinrich Schmid liess sich von Grüssner mit der Begründung abspeisen, sein vorheriger Arbeitgeber, die University of Minnesota, habe ihm gestattet, seinen deutschen Titel PD (Privatdozent) in Ph. D. zu «übersetzen». Bildungsdirektor Ernst Buschor (CVP) kündigte per Medienmitteilung disziplinarische Massnahmen an – nicht gegen den falschen

Doktor Grüssner, sondern gegen den Überbringer der schlechten Nachricht, Christian Sauter.

Mit der Durchführung des Disziplinarverfahrens wurde Prorektor Clive Kuenzle beauftragt, der die Berufungsverhandlungen mit Grüssner geführt und den Titelbetrug übersehen hatte. Doch noch bevor gegen Sauter ermittelt werden konnte, trennte sich die Universität von Grüssner. Gesundheitsdirektorin Diener und Bildungsdirektor Buschor begründeten den Schritt mit einer «schwierigen und komplexen Personalsituation am Universtitätsspital», die Grüssner «mitverantwortet» habe. Mit Grüssners akademischem Titel habe das nichts zu tun, den Ph.-D.-Titel trage der Professor nämlich «zu Recht», betonte Buschor. Den Beleg für diese Behauptung blieb er bis heute schuldig.

Die Amerikaner handelten sofort

Vom Dekan bis hinauf zum Regierungsrat hatte man sich stillschweigend darauf geeinigt, nichts wissen zu wollen. Beharrlich weigerten sich die Verantwortlichen der Uni und des Kantons, in Minnesota ein offizielles Dokument anzufordern, das den Ph.-D.-Titel Grüssners belegen würde. Der Titelschwindel wurde nie amtlich festgestellt. Stattdessen versüsste die Regierung Grüssner den Abgang mit einer Entschädigung von 1,2 Millionen Franken.



Unkorrektes «Ph. D.»: Wissenschaftler Grüssner.

Christian Sauter aber trägt die Konsequenzen bis heute. Der neue Rektor Hans Weder erteilte ihm einen Verweis wegen «Nichtbefolgung einer Anordnung der Vorgesetzten» und «Verletzung der Pflicht, sich gegenüber gleichgestellten Mitarbeitern wohl zu verhalten». Weiter verweigerte die Uni-Leitung Sauter ein Jahr vor der Pensionierung den üblichen Lohnstufenanstieg, was einer lebenslänglichen Rentenkürzung gleichkommt. Immerhin: 2003 verlieh ihm die Zeitschrift *Beobachter* den Prix Courage.

Grüssner kehrte in die USA zurück. 2007 heuerte er bei der University of Arizona in Tucson an. Zuletzt war er Vorsitzender des Departements Chirurgie. Doch vor einigen Monaten trat Professorin Marlys Witte auf den Plan. Die Medizinerin aus Tucson hörte von der Affäre, der ihr heutiger Fakultätskollege Grüssner den Namen gegeben hatte. Sie nahm Kontakt mit dem mittlerweile 76-jährigen Sauter auf und bat um Erlaubnis, dessen Erinnerungen, die in einem schmalen Bändchen festgehalten sind, ins Englische zu übersetzen. Kopien davon verteilte sie den Verantwortlichen der University of Arizona. Anders als die Zürcher, die sich – damals wie heute – scheuten, Verantwortliche zu benennen, handelten die Amerikaner schnell. Anfang Oktober wurde Grüssner entlassen. ○



Stellt das System in Frage: Professor Sauter.



Ein Gedicht für jeden Tag

Der Tages-Anzeiger publiziert auf den Seiten «Kultur & Gesellschaft» jeden Tag ein Gedicht. Es sind alte dabei und ganz moderne, bekannte und unbekannte, schlichte und schwierige, lange und kurze.

Gross ist die Zahl der Menschen, denen Gedichte seit je etwas bedeuten: weil sie sie in ihrer Jugend lernen mussten. Weil ihnen eines in einer schlimmen Zeit geholfen hat. Weil sie sich immer wieder an der einzigartigen Fusion von Klang und Bedeutung erfreuen. In Gedichten zählt jedes Wort, hier wird Sprache so verdichtet, dass sie über die blossen Aussage hinweg leuchtet und strahlt. Gedichte sind der Schatz jeder Literatur, jeder Sprache.

Jeden Tag ein Gedicht.

Dranbleiben.

Tages  **Anzeiger**

ROHSTOFF FÜR IHRE GELDDANLAGE. JETZT NUR 1.90 FR. STATT 5.50 FR. PRO AUSGABE!

Das ganze Wirtschaftsgeschehen. Schnell, informativ und übersichtlich.

Fundierte Meinungen, klare Analysen und Hintergrundinformationen zu Unternehmen und Märkten: Jetzt zum Kennenlernen **3 Monate für nur 49.40 Fr. statt 143.- Fr.** (im Einzelverkauf). Ersparnis: 66%. Bestellen Sie jetzt Ihr persönliches Abo unter 044 404 65 55 oder fuw.ch/abo-angebot.



In eigener Mission

Philipp Hildebrand gehörte zu den mächtigsten Männern der Schweiz. Heute steht er im Dienst des mächtigsten Vermögensverwalters der Welt und ist neuerdings der Partner von Margarita Louis-Dreyfus, einer der mächtigsten Frauen Europas. Entsteht da ein brisanter Machtkomplex? *Von Christian Mundt*



Eindrückliche Expansion: Blackrock-Vizepräsident Hildebrand.

Der grösste Vermögensverwalter der Welt ist keine Bank. Der grösste Vermögensverwalter der Welt ist Blackrock, eine Investmentgesellschaft. Rund 3500 Milliarden Franken Kundengelder verwaltet Blackrock weltweit. Seit kurzem drängt die Firma verstärkt auf den Schweizer Markt. Denn nirgends wird über die Landesgrenzen hinweg mehr Vermögen verwaltet. Wegen einer Personalie rückt Blackrock erneut in den Fokus: Seit gut einem Jahr arbeitet der ehemalige Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand für Blackrock in London. Er ist verantwortlich für institutionelle Kunden in Europa und weiter ostwärts. Die Stelle wurde extra für ihn geschaffen.

Seit bekannt wurde, dass sich Philipp Hildebrand von seiner Frau Kashya getrennt hat und nun mit Margarita Louis-Dreyfus liiert ist, welche wiederum einen weltumspannenden Milliardenkonzern führt, stellen sich legitime Fragen nach möglichen Konfliktfeldern und Machtkonstellationen: Was bedeutet die Achse Blackrock–Hildebrand–Louis-Dreyfus für die Schweiz? Was heisst es, wenn ein Exponent wie Philipp Hildebrand – als Präsident der Notenbank ehemals einer der mächtigsten Männer des Landes, ein Mann, der beste Kontakte in die wirtschaftliche und politische Elite hat – im Dienste einer amerikanischen Konkurrentin des Bankenplatzes steht und persönlich eng mit einer der reichsten Frauen Europas verbunden ist? Entsteht hier ein Machtgeflecht, mit dem sich die Schweiz beschäftigen muss?

Hildebrands Arbeitgeber Blackrock zeigt in der Schweiz eine eindruckliche Expansion. Vor wenigen Wochen wurden neue Büros an der Zürcher Bahnhofstrasse bezogen, ein weiteres Büro befindet sich in Genf. In rund achtzehn Monaten hat sich der Personalbestand hierzulande auf über achtzig Personen verdreifacht – und schon bald sollen es hundert Angestellte sein, wie Schweiz-Chef Martin Gut dem Finanzportal Finews.ch sagte. Nach Übernahmen des Private-Equity-Geschäfts von Swiss Re und des Geschäfts mit börsennotierten Indexfonds (ETF) von der Credit Suisse betragen die in der Schweiz verwalteten Vermögen rund 120 Milliarden Franken. Zum Vergleich: Die grösste reine Vermögensverwaltungsbank der Schweiz, Julius Bär, verwaltet weltweit rund 220 Milliarden. Die Schweiz ist für Blackrock bereits der wichtigste Markt in Europa.

Der amerikanische Eindringling verfügt über Vorteile gegenüber der einheimischen Konkurrenz: Als Vertreterin einer ausländischen kollektiven Kapitalanlage wird Blackrock von der Finma weniger stark reguliert als eine klassische Bank mit Banklizenz. Neben einem Mindestkapital von zehn Millionen Franken bedarf es für eine Banklizenz Statuten und Reglemente, die alles genau regeln. Wer die Lizenz hat, wird laufend dahingehend überwacht, ob die gesetzlichen und reglementarischen Vorschrif-

ten eingehalten werden. Die Aufbereitung und Sicherstellung dieser Informationen ist zusehends mit mehr Aufwand verbunden. Dieser wird von den Banken und letztlich vom Kunden bezahlt – was exemplarisch an den überall steigenden Bankgebühren zu sehen ist.

Im Windschatten amerikanischer Angriffe

Blackrock, als Vermögensverwalter für grosse Kunden wie Pensionskassen oder Anlagestiftungen einerseits und andererseits als Anbieter von Anlagefonds, kann auf diese Bürokratie verzichten. Man vergibt keine Kredite und führt die Kundengelder nicht in der eigenen Bilanz. Die Beratung und der Verkauf von Anlagefonds an qualifizierte Anleger bedürfen keiner Bewilligung. Entsprechend tiefer sind die Kosten und die Preise für die Kunden. Regularien wie *too big to fail* und verschärfte Eigenkapitalquoten – kürzlich Anlass für eine Kritik unserer Finanzministerin an den Grossbanken, mit Milliardenfolgen für die Aktien von UBS und CS – kümmern Blackrock nicht.

Stattdessen profitiert die Gesellschaft mit Sitz in New York von den Angriffen auf den Schweizer Finanzplatz seitens der US-Regierung. Die Energien hiesiger Banken sind für die Verteidigung gegenüber den amerikanischen Behörden absorbiert. Sie stellen ihre Finanzmittel zur Bussenbezahlung zurück, anstatt sie investieren zu können. Im Windschatten dieses Sturms gegen den Finanzplatz und seine Institute können Konkurrenten einfacher landen und um Kunden werben. Denn Stabilität, sowohl auf den Finanzplatz wie auch auf die einzelnen Vermögensverwalter bezogen, ist eines der Kernanliegen der Kunden. In Washington weiss man denn auch die Stärken der eigenen Finanzindustrie zu schützen. Vorschläge, bekannte Steueroasen und Schwarzgeldhochburgen wie Delaware zu schliessen oder stärker zu regulieren, finden auch in der Obama-Administration keine Mehrheit.

Offiziell halten sich die Banken allerdings mit Kritik an Blackrock zurück. Deren in Luxemburg zugelassene Anlageprodukte werden nicht nur von der Zürcher Blackrock-Dépendance, sondern auch von hiesigen Banken vertrieben. Auf dem vernetzten und verzweigten Finanzplatz ist man mitunter Konkurrent und Geschäftspartner gleichzeitig.

Während Blackrock mit seinem Asset-Management in die Schweiz vordringt und so auf das institutionelle Geschäft der Grossbanken zielt, möchte gleichzeitig die Bankiervereinigung als Dachverband das Asset-Management als neuen Pfeiler des Finanzplatzes etablieren. Die vor knapp einem Jahr lancierte Absicht verlangt, den Finanzplatz auch ohne Bankgeheimnis international wettbewerbsfähig zu halten. Dafür sollen das «Asset-Management als Brand etabliert» und «Standards entwickelt und angewendet» werden. Mit der Bankiervereinigung sitzt auch die SFAMA, die

Branchenvertreterin der Fondsleitungen, mit im Boot. Blackrock ist Mitglied der SFAMA.

Vordergründig geht es um verbesserten Marktzugang Richtung Europa (wofür beim Bund am Finanzmarktdienstleistungsgesetz FIDLEG gearbeitet wird) und einfachere Steuern (wie die Abschaffung der Stempelsteuer). Daneben geht es aber auch um die derzeit unterschiedlichen Regulierungen, welche die Banken gerne angleichen möchten. Diese Ansicht teilt Blackrock nicht, wie der Gründer und CEO Larry Fink im Sommer in einem Interview mit der NZZ sagte. Für seine Firma sieht er keine regulatorischen Probleme in der Schweiz.

Beide Seiten, sowohl diejenige der Behörden respektive der Aufsicht als auch diejenige der Investmentgesellschaften und Fonds, kennt Philipp Hildebrand. Seine Verpflichtung wurde branchenweit als kluger Schachzug von Blackrock gelobt. Direkt nach Ablauf des Konkurrenzverbots von der SNB startete er beim Vermögensverwalter.

Als Präsident der Nationalbank hatte Hildebrand Einblick in intime Geschäftsbereiche der Schweizer Banken. Die Aufsichtsfunktion der Nationalbank wurde nach der Finanzkrise massiv ausgeweitet, auch auf Wunsch Hildebrands. Was jedoch in der Szene weit kritischer vermerkt wird als sein Wissen über die einzelnen Banken: Als Präsident der Nationalbank handelte Hildebrand im Interesse der Schweiz und im Interesse des Bankenplatzes. Das Gesamtwirtschaftliche, das Gemeinwohl, stand über den Interessen einzelner Personen oder Firmen. Seine jetzige Optik ist dem entgegengesetzt: Hildebrand steht an der Spitze eines Vermögensverwalters aus den Vereinigten Staaten, der exakt jene Grossbanken angreift, die von den US-Behörden zuvor massiv drangsaliert wurden. >>>



Oberste Jetset-Liga: Margarita Louis-Dreyfus.



Im Vorteil: Blackrock-Hauptsitz in New York City.

Dass Hildebrand nach seinem Abgang beim Staat eine Stelle in der Privatwirtschaft annahm, ist nachvollziehbar. Dass es ausgerechnet bei einem Grosskonkurrenten des Schweizer Bankenplatzes sein musste, wird in Bankierskreisen – wenn auch sehr zurückhaltend – als illoyal kritisiert. Auch deshalb, weil Blackrock zu Zeiten von Hildebrands Präsidium bereits mit der Nationalbank zusammenarbeitete, als es um die Rettung der UBS ging. Im Rahmen der massiven Devisenausweitung, für die Hildebrand verantwortlich war, verwaltete Blackrock einen Teil der Dollaranlagen. Unterlegene Konkurrenten von Blackrock monierten damals intransparente Entscheidungen zugunsten der Amerikaner. Die Vorwürfe, laut denen Hildebrand als SNB-Präsident seinen heutigen Arbeitgeber bevorzugte, wurden allerdings nie untersucht.

Die Schweizerische Nationalbank ist nicht die einzige staatliche Institution, welche auf die Expertise von Blackrock zählt. Auch andere Nationalbanken oder Staatsfonds lassen sich von den Amerikanern beraten. Neben finanziellen Erträgen sichern diese Engagements den Zugang zu den wichtigsten Entscheidungsträgern. Sie sichern den Zugang zu jener Welt, in welcher sich Philipp Hildebrand bereits als Präsident der SNB gerne bewegte und in der er sich auch gut auskennt.

Strategie und Liebe

Erstaunlich ist, dass Hildebrand trotz unrühmlichen Abgangs das schaffte, was Bundesrat Moritz Leuenberger nach seinem freiwilligen Ausstieg aus der Politik nicht gelang: eine gutbezahlte Stelle «im Wirkungsbereich» der vormaligen Tätigkeit zu ergattern, ohne dafür negative Kritik zu ernten – oder gar ein Gesetz,

das so etwas künftig verbieten soll. Selbst in den USA, wo Wechsel zwischen Staat und Privatwirtschaft üblicher sind als in Europa, sorgte der Wechsel des ehemaligen Finanzministers Timothy Geithner zu Warburg Pincus, einer Private-Equity-Firma, für Diskussionen.

Auch nach seinem Abgang bei der Nationalbank spricht Hildebrand regelmässig auf Podien. Seinen ersten Auftritt als ehemaliger Notenbanker hatte er am Swiss Economic Forum, wo er frenetisch begrüsst wurde. Seither tritt er wieder vermehrt an Kongressen und Tagungen auf. Er ist Mitglied der Harry Walker Agency, bei der auch das Ehepaar Clinton oder Gerhard Schröder gebucht werden können. Gemäss *Schweiz am Sonntag* kostet ein Hildebrand-Auftritt 30 000 Dollar, zuzüglich Reisekosten in der First Class.

Kostenlose Tipps bekommen die Parlamentarier, wenn sich Hildebrand zum Tagesgeschäft äussert. So geschehen bei den Beratungen der «Lex USA» während der Sommersession, als Hildebrand via NZZ für «eine schnelle Lösung» plädierte. Der direkte Draht ins Parlament sei aber seit seinem Abgang bei der SNB grösstenteils unterbrochen. Einzig zu FDP-Vertretern sollen noch Kontakte bestehen.

Über die kürzlich bekanntgewordene Liaison zur Witwe des Managers und Milliardärs Robert Louis-Dreyfus scheint Philipp Hildebrand nun in der obersten Liga des weltweiten Jetsets angekommen zu sein. Während Jahrhunderten wurden in Europa Ehen nicht nur wegen der Liebe zweier Menschen geschlossen. Königshäuser und Aristokraten verschafften sich Einfluss durch strategische Heiraten, bei denen die Liebe bestenfalls eine untergeordnete Rolle spielte. Natürlich stellt sich die Frage, inwieweit ein strategischer Gedanke

diese Beziehung beeinflussen könnte – die Kommentare in den Zeitungen unterstellten Hildebrand nach Bekanntwerden der Liebschaft taktische Motive.

Wundersamer Aufstieg

Übersehen wird dabei die andere Seite. Auch bei Margarita Louis-Dreyfus könnten strategische Gedanken mitgespielt haben: Als Waisenkind im sowjetischen Leningrad (heute St. Petersburg) aufgewachsen, heiratete sie einen Schweizer, der ihr den Weg aus dem damals noch sozialistischen Russland zu einem Schweizer Pass ebnete. Schon bald nach der Ankunft (respektive nach Annahme der Staatsbürgerschaft) trennte sich das Paar.

Als Telefonverkäuferin verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt in der Schweiz und sparte für ihren Traum, einen Flug mit der Concorde. Die Tickets kosteten damals rund 20 Prozent mehr als Erste-Klasse-Flüge mit normalen Flugzeugen. Just im Zubringerflug nach London, von wo aus die Concorde startete, traf sie ihren künftigen Ehemann, den erfolgreichen Manager Robert Louis-Dreyfus. Der Rest der Geschichte ist bekannt, sie heirateten und hatten in der Folge drei Söhne zusammen. Nach dem Tod ihres Mannes übernahm Margarita nach zweijährigem Machtkampf die Kontrolle über die Stiftung, der das Imperium gehört und die dieses gemäss dem Willen Roberts für kommende Generationen der Familie bewahren soll. Die wichtigsten Positionen in den Firmen und in der Stiftung hat sie zwischenzeitlich mit vertrauten Personen besetzt. Das Privatvermögen von Margarita Louis-Dreyfus wird auf rund 300 Millionen Franken geschätzt.

Der Dreyfus-Konzern ist weltweit und zur Hauptsache ausserhalb der Schweiz tätig. Die ursprünglich im Elsass gegründete Rohstofffirma hat ihren Sitz in Rotterdam. Als privat (respektive von der Dreyfus-Stiftung) gehaltener Konzern hält sich die Gruppe bezüglich strategischen Entscheidungen bedeckt. In Anbetracht der politischen Entwicklungen hierzulande erscheint aber eine Verlagerung der Aktivitäten in die Schweiz unwahrscheinlich. Der Druck auf die Politik, diesen Wirtschaftszweig stärker zu regulieren, wächst.

Gemäss Aussage von Aloys Hirzel, der Louis-Dreyfus mit Hildebrand bekannt machte und sich dazu in verschiedenen Zeitungen vernehmen liess, sei es ein Sichnäherkommen ohne Hintergedanken. Es habe Philipp Hildebrand schlicht «den Ärmel reingenommen», schreibt die *Sonntagszeitung* in ihrer vorletzten Ausgabe.

Anders als im Mittelalter können strategische Überlegungen heute zwar Vorteile für einzelne Personen oder die mit ihnen verbundenen Firmen mit sich bringen. Ein Einfluss auf eine ganze Volkswirtschaft ist hingegen kaum möglich. Selbst dann nicht, wenn sich die ehemals mächtigsten Männer in die reichsten Frauen verlieben. ○



Abstimmungen

Aus allen Rohren

Jedes Mittel scheint recht zu sein, um einen Erfolg der Familieninitiative der SVP zu verhindern. Die andern Parteien sind in Alarmstimmung und bekämpfen den Vorstoss mit einer Reihe seltsamer Argumente.

Von Toni Brunner

In Krisenzeiten zeigt sich, ob ein Land noch fähig ist, sich gegen das Böse zu verteidigen. Es läuft eine beeindruckende Mobilmachung in der Schweiz. Die Armee steht zwar abseits, das Böse kommt aus dem Innern. Das Volk droht ja zur SVP-Familieninitiative zu sagen.

Umfragewerte attestieren der Familieninitiative eine mögliche Zustimmung. Diese Hiobsbotschaft genügt. Die Allianz der Machtbewahrer und ihre schreibende Zunft scheinen nervös. Von den Umfragewerten aufgeschreckt, wurde Alarm geschlagen. Es folgte die Mobilmachung, denn einen möglichen Abstimmungserfolg des ewigen Feindes SVP gilt es zu vereiteln. Nun läuft die Schlacht: Medienunternehmen und ihre Redaktionsstuben räumen ihre Blätter, machen seitenweise Platz für die Gegner der Familieninitiative.

Krise – Alarm – Mobilmachung

Beeindruckend, wie Bundesrat, Parlament, Wirtschaftsverbände, Medien und kantonale Regierungsvertreter in solch aussergewöhnlichen Zeiten zusammenstehen und die Schweiz gegen das Böse verteidigen. Die Aufgabenteilung klappt gut; während die einen Flankenschutz geben, preschen die anderen wagemutig in die Schlacht. Jedes Mittel ist nun erlaubt. Es herrscht Ausnahmezustand.

Krise – Alarm – Mobilmachung. Was dramatisch bekämpft und niedergerungen wird, hat eigentlich einen einfachen, einleuchtenden und lieblichen Hintergrund: Familien und ihre Kinder. Dazu einen Staat, der sich zurücknehmen soll.

Es ist unbestritten. Familien leisten einen wichtigen Beitrag zum Erhalt unserer Gesellschaft. Weil Kinder, nebst viel Freude zu bringen, auch eine zeitliche und finanzielle Herausforderung darstellen, ist eine steuerliche Begünstigung von Familien gerechtfertigt. Die Frage ist nur, wie das geschehen soll. Heute wird steuerlich nur entlastet, wer seine Kinder gegen Bezahlung fremdbetreuen lässt. Alle anderen gucken in die Röhre und bezahlen mit ihren Steuern fleissig mit bei der Quersubventionierung der externen Kinderbetreuung.

Heute werden also Familien bestraft, die in Eigeninitiative und Selbstverantwortung den Staat nicht in Anspruch nehmen und die Erziehung der Kinder selber organisieren. Ob durch Reduktion von Arbeitspensen, Arbeits-

teilung bei der Erziehung oder den Einsatz der Grosseltern. Eigenverantwortliches Handeln, das den Staat und seine Infrastrukturen, die er ansonsten bereitzustellen hat, nicht belastet, wird weder belohnt noch honoriert.

Allein in der Stadt Zürich wurde im vergangenen Jahr der Betrag von 160 Millionen Franken für familienergänzende Kinderbetreuung ausgegeben. Bis im Jahr 2016 wird ein weiterer Anstieg um nochmals 50 Millionen Franken erwartet. Rechnet man solche Zahlen auf die ganze Schweiz hoch, wird klar, welche Milliar-



Selbstverantwortung wird nicht honoriert.

denkosten eine flächendeckende familienexterne Betreuungsstruktur für den Steuerzahler mit sich bringt.

Durch die SVP-Familieninitiative wird der Staat und damit der Steuerzahler um Milliardenbeträge entlastet und nicht zusätzlich belastet, wie von den Gegnern behauptet wird.

Die FDP wird nicht müde, zu betonen, die Familieninitiative bringe massive Steuerausfälle. Eigenartig: Noch in der vergangenen Herbstsession hat die FDP-Fraktion verlangt, die Steuerabzüge für die Fremdbetreuung auf nationaler Ebene von 10 000 Franken auf 24 000 Franken zu erhöhen. Seitens der FDP waren die

daraus resultierenden Mindereinnahmen bei den Steuern kein Thema. Steuererleichterungen und Steuererleichterungen sind offenbar zwei verschiedene Paar Schuhe. Doch es gibt noch andere bemerkenswerte Beobachtungen.

Im Jahr 2008 reichte BDP-Nationalrätin Ursula Haller im eidgenössischen Parlament einen Vorstoss ein, der einen Steuerabzug sowohl für die Eigen- als auch für die Fremdbetreuung verlangte, damit keine «Ungerechtigkeit» bei der steuerlichen Behandlung von Familien entstehe. Mitunterzeichnet wurde der Vorstoss damals von allen BDP-Vertretern im Nationalrat sowie von Exponenten von FDP und CVP. Die gleichen Leute führen heute teilweise das Komitee gegen die SVP-Familieninitiative an, welche den damaligen BDP-Vorstoss in die Tat umsetzt.

Natürlich macht nicht nur die Partei, die eigens für Finanzministerin Widmer-Schlumpf gegründet wurde, Kapriolen, auch ihr Aushängeschild lässt verlauten: «Nur Reiche profitierten von der Familieninitiative.» Eigenartig. Was ist denn mit den bereits heute geltenden Fremdbetreuungsabzügen? Fällt der Abzug für Doppelverdiener wegen des höheren doppelten Einkommens bei der direkten Bundessteuer nicht weit stärker ins Gewicht?

Reicht es den Gegnern der Initiative, die Schlacht zu gewinnen? Zum Erfolg brauchen sie noch Überläufer. Zum Beispiel Regierungsräte, die sich partout in Kontrast zur eigenen Partei setzen müssen. Wenn sie mit Milchbüchleinrechnungen über mögliche Steuerausfälle durch die Familieninitiative spekulieren, nehmen sie solche einerseits bei den Fremdbetreuungsabzügen ohne weiteres in Kauf. Andererseits könnte man daraus ebenso die Schlussfolgerung ableiten, dass den eigenbetreuenden Familien vom Staat offenbar über Jahre Millionenbeträge abgeknöpft wurden. Letztlich steht es den Kantonen frei, wie sie die Initiative umsetzen wollen. Die Abzüge für die Kinderbetreuung müssen einfach für die Eigen- und Fremdbetreuung gleich hoch sein.

Die Schlacht läuft noch. Ruhig Blut tut gut. Wer will, dass der Staat nicht die einen Familien bewusst diskriminiert, sondern eine Gleichbehandlung aller Familien anstrebt, der stimmt am besten mit Ja bei der Familieninitiative.

Toni Brunner ist Landwirt, Nationalrat und Präsident der SVP Schweiz.

Letzte Fetzen der Fantasie

Briefmarken sind Fenster zur Welt und Pflanzplätze der Fantasie. Doch nun droht ihr das Ende. E-Mail und Skype schaufeln den mikroskopischen Kunstwerken das Grab. Höchste Zeit für eine Erweckungsrede. *Von Urs Gehriger*

Das junge Jahrhundert blickt nieder auf eine geheimnislose Welt. Die kargsten Wüsten sind ausgemessen, die finstersten Meere durchpflügt. Landschaften, die eben noch sorglos im Namenlosen dämmerten, dienen knechtisch dem Bedarf der Menschen. Bis zu fernen Gestirnen, zum Mars und bald darüber hinaus, streben Raumschiffe. In unserem durchleuchteten Dasein hat kein Rätsel seine Scham vor dem Menschenblick bewahrt.

Einzig ein winziger Fleck ist der Fantasie als Refugium geblieben, zwei Quadratzentimeter klein, papiern, gezahnt und gummiert: die Briefmarke! Mikroskopische Kunstwerke in schillernder Farbenpracht, Sequenzen unseres Lebens in immer neuer Variation abbildend, berichten seit 173 Jahren von fernem Leben, obskuren Tieren und Heldentaten. Diese Papierfetzen sind unendlich viel kostbarer als der aufgedruckte Preis, denn sie sind Fenster zur Welt.

Beinahe wöchentlich stossen neue Kreationen aus der Philatelisten-Werkstatt hinzu: Zlatan Ibrahimovic, der eitle Fussballstar mit Hunnenschwanz, prangt bald von einer Schwedenmarke. Auch die Aarauer bekommen ihre erste Postmarke, in Glockenform. Und seit letzter Woche zieren Füchslein Foxy, Rehkitz Bambi, Eule Emma und Eichhörnchen Jerry hiesige Briefe und offenbaren, wie Tiere im Wald Weihnachten feiern.

Die Tage sind gezählt

Doch all die Pracht ist süsser Trug. Die Tage der Briefmarke sind gezählt. Immer seltener wird sie auf Briefe und Karten geklebt. Von den fünfzehn Millionen täglichen Sendungen der Schweizer Post wird kaum eine Million mit einer Briefmarke frankiert, der Rest trägt eine elektronische Chiffre. Unaufhaltsam stampft der Frankierfortschritt voran. Seit September erkundet die Post neue Wege, um den Briefverkehr noch verbraucherfreundlicher zu gestalten. Per Handy kann ein SMS-Code angefordert werden, den man anstelle einer A-Post-Briefmarke auf dem Couvert notiert.

Jeder Sauseschritt in die Zukunft lässt Briefmarkenfreunde noch exotischer erscheinen, als ihr Ruf es ohnehin schon ist. Zu Unrecht. Die Sammler, als Bünzli und weltfremde Käuze belächelt, sind Abenteurer. Zwar erkunden sie als Strickjackenkapitäne die Welt bloss von ihrem Schreibtisch aus. Im Geist jedoch sind sie ganz Brüder und Schwestern der Pioniere Nicolier, Binsack und Steck.

Mit zäher Akribie und unerschütterlicher Disziplin nehmen sie die Fährte auf: vom Briefumschlag zurück bis an die Stätte seiner Herkunft. Wie die Dampfer einst hinauf zu den verborgenen Quellen des Nils stossen sie vor. Schlagen sich durch bis in die hintersten Winkel dieser Erde. Nach Nigeria zum Beispiel, in die Stadt Argungu, von wo meine erste Briefmarke stammt, auf der ein muskulöser Schwarzer, nackt bis auf einen Lendenfetzen, einen gigantischen Fisch geschultert, knietief im Wasser wogt.

Geschenkt hat sie mir im Alter von fünf Jahren unser Nachbar, ein pensionierter Bäcker-Konditor, den wir Grossätti nannten. Mit pedantischer Strenge führte er ein in das Mysterium des Briefmarkensammelns, lehrte das Ablösen vom Couvert in lauwarmem Wasser, das Herausfischen – «Näi, nöd mit de Fin-

Es wurden Menschen umgebracht wegen eines winzigen Stückchens Papiers.

ger!» – mittels Spezialpinzette mit abgerundeten Ecken und polierten Innenflächen, das Trocknen, das Pressen, schliesslich das akkurate Einordnen nach System. Motiv, Herkunftsland, Ära oder Wert standen als Ordnungskriterien zur Auswahl, wobei der legendäre Zumstein-Katalog stets das Richtmass war.

Für Kinderaugen unermesslich waren die Schätze in Ättis Alben. «Jeder hat klein angefangen», tröstete er den ambitionierten Jungsammler. «Das macht den Reiz des Sammelns aus.» Zuerst müsse man sich eine Menge hübscher Marken aus möglichst vielen Ländern beschaffen, das koste kein Vermögen, aber schüre die Lust auf immer mehr. So könne man sich auf besondere Gebiete spezialisieren, tauschen, ergänzen – «bis aus Sammeleifer eine Leidenschaft wird».

Beim Wort «Leidenschaft» veränderte sich die Stimme des Alten zu einem verschwörerischen Flüsterton. «Es ist wie die Jagd auf ein seltenes Wild», beschrieb er die Suche nach Raritäten. «Man hört davon, man sucht sie, verfolgt sie mit Geduld und Hartnäckigkeit, und dann wartet man auf die günstige Gelegenheit, sie zu erbeuten.» Sei man schliesslich am Ziel, betrachte man die Neuerwerbung als einen Triumph. «Als eine Trophäe!»

Was der alte Mann mit grossväterlichem Beschützerinstinkt mir vorenthielt: Manchmal

konnte die Leidenschaft überborden, zur Gier werden, einen in den finanziellen Ruin stürzen oder gar in Gewalt umschlagen. Es wurden Menschen umgebracht wegen eines winzigen Stückchens Papiers. Gaston Leroux zum Beispiel. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gehörte dem Franzosen ein Exemplar der seltenen «2-cent Missionary», genannt «die blaue Hawaii», aus dem Jahr 1851. Eines Tages fand ihn die Polizei erdolcht in seinem Büro. Bald war der Mörder – ein fanatischer Briefmarkensammler – aufgespürt. «Ohne die «Hawaii» konnte ich nicht leben», begründete er vor Gericht den Raubmord.

Was noch heute erstaunt: Am äussersten Rand der Zivilisation, dort wo sie das eigentlich schon gar nicht mehr war, kannte man Briefmarken früher als in weiten Teilen Europas. Auf Mauritius zum Beispiel, einer tropischen Insel im Indischen Ozean, gab es bereits 1847 ein erstes Exemplar. Die «Blaue Mauritius» ist bis heute die wohl bekannteste Briefmarke der Welt. Und weit wertvoller als das fast gleich alte «Basler Dybli».

Als Erfinderin der Briefmarke hat sich – wer sonst? – das British Empire 1840 mit der «Black Penny» in die Annalen eingetragen. Doch am Anfang stand keine imperiale, sondern eine fast sozialistisch anmutende Idee: Das Briefporto sollte nicht mehr vom Empfänger bezahlt werden, sondern vom Absender. Plötzlich konnten auch arme Menschen Briefe empfangen, es wurde mehr Post versendet und mehr gelesen. Somit trug die Briefmarke mehr zur Volksbildung bei als jede Schulreform.

Was sich anfänglich noch starr und eintönig präsentierte, änderte sich schlagartig, als aus den einstigen Kolonien unabhängige Staaten wurden. Nun entfaltete sich auf kleinstem Papierterrain verwirrend-farbige Geschäftigkeit. Von je weiter her eine Briefmarke kam, desto abenteuerlicher schien die Geschichte, die sie erzählte.

Nicht Tell oder Helvetia waren es folglich, welche die grössten Kostbarkeiten meiner mangels Sammlerdisziplin leider kümmerlich gebliebenen Markensammlung darstellten, sondern Ausserirdisches: Die «six-cent Apollo 8». Das Briefmarkenbild eröffnet den Blick aus der Raumkapsel nach der ersten Mondumrundung der Geschichte. Als befände man sich selbst im All, sieht man über dem Mondhorizont die aufgehende Erde. Frei schwebend im Dunkel des Universums stehen die ersten vier Worte der Schöpfungsgeschichte: «In the beginning God ...». Kein Erwachsener ahnt, wie



Gefälschte Briefmarke, um 1945.



Mondumrundung, 1968.



«Blaue Mauritius», 1847.



Iranische Propaganda, 1987.



«Basler Dybli», 1845.



Mao Zedong, 1950.



Von Polo Hofer gestaltete Briefmarke, 2013.

jener Briefmarkenblick auf die Erde die kindliche Fantasie zu nächtlicher Stunde belebte.

Man wünscht sich, diese famosen Postwertzeichen wären schon vor Tausenden von Jahren erfunden worden. Ihre Sujets würden uns mehr erzählen als sämtliche musealen Artefakte. Allein die Markenformen sprechen Bände über die Menschen, die sie erfunden haben. Es gibt Marken in Gestalt einer Ananas (Tonga) oder eines Herzens mit darin eingeschlossenem Chanel-Flakon (Frankreich), aus Stoff mit Stickmuster (Schweiz), aus Kunststoff mit 3-D-Effekt (Jemen). Sogar eine abspielbare Schallplattenmarke (Bhutan) wurde produziert, wobei nie ganz klar war, wie man diese Erfindung auf einem Couvert anbringen sollte.

Tyrannen und Diktatoren entdeckten die Briefmarke sofort als probates Propagandavehikel. Beliebte ist das Frankierpapier auch als Mittel der psychologischen Kriegsführung. 1987 gab die Islamische Republik Iran in Gedenken an die Besetzung der US-Botschaft in Teheran eine Briefmarke heraus, die – treu dem Credo «Tod den USA» – eine (von göttlichem Zorn?) gespaltene Kapitoll-Kuppel und vom Himmel fallende Wappensterne darstellte.

Raffinierter zückten die USA selbst im Zweiten Weltkrieg die Briefmarkenwaffe. Um im taumelnden Nazi-Reich Verwirrung zu stif-

ten, warfen sie 1945 in der «Operation Cornflakes» sackweise Briefe mit Propagandamaterial und Postmarken mit bizarr präparierten Hitler-Porträts über Deutschland ab. Dabei wurde beim karminroten 12-Reichspfennig-Wert in das Gesicht des Führers ein totenkopfähnliches Knochengerüst eingefügt. Die Inschrift wurde von «Deutsches Reich» in «Futsches Reich» abgeändert.

Hoch ist es also Polo Hofer anzurechnen, dass er als Sujet für seine eigens komponierte Marke (seit letzter Woche im Handel) einen demütigen Schwan kreierte, der am Gitarrenhals aufgezogen ist wie weiland Jesus am Kreuz. Noch höhere Ehre gebührt ihm, weil er für die

Das zungentechnische Befeuchten macht den Postverkehr erst recht zum sinnlichen Erlebnis.

Marke – statt einem Selbstkleber – eine Leckgummierung ausbedungen hat. Damit setzte er ein beherztes Zeichen für das intimste Ritual des Markenfreundes: den «Philatelingus» – das zungentechnische Befeuchten des rückseitig angebrachten Klebstoffs, das den Postverkehr erst recht zum sinnlichen Erlebnis macht. Doch mit alledem könnte es bald

fertig sein. Durch Druckchiffren und den seelenlosen SMS-Code droht der serbelnden Briefmarke die Verstossung ins Philatelistenreservat. Allerdings läuft beim Handy-Porto nicht alles nach Plan. Kurz nach der Lancierung haben Schlaumeier empfindliche Schwachstellen aufgedeckt. Sie liessen Briefe mit frei erfundenen SMS-Codes verschicken, die trotz gefälschter Frankierung alle pünktlich ankamen.

Schreibt Briefe und leckt Briefmarken!

Man habe in den letzten Wochen die Kontrollen massiv erhöht, sagt der Post-Sprecher auf Anfrage. Offenbar nicht mit durchschlagendem Erfolg, wie ein Selbstversuch zeigt. Ein an mich adressiertes Couvert mit frei erfundenem Zahlencode wurde mir Anfang Woche anstandslos zugestellt. Wer unbedingt wolle, finde immer ein Schlupfloch zum Betrügen, räumt die Post ein. Ausserdem sei das Ganze ein Pilotversuch. «Wenn der Aufwand zu hoch ist, brechen wir die Übung ab.»

O Tücke der Technik! Nichts hebt das Herz wie die Auferstehung eines Todgeweihten im Ringen gegen den vermeintlich unüberwindbaren Fortschritt. Doch allein wird sie es nicht schaffen. Nostalgiker aller Lager vereinigt euch! Im Dienste der Fantasie und Aufklärung: Schreibt Briefe und leckt Briefmarken! ○

Willkommener Tropensturm

Die Temperaturen stagnieren, der Anstieg des Meeresspiegels hat sich verlangsamt, und in der Arktis gibt es wieder mehr Eis. Die Warner vor einer Klimakatastrophe zeigen sich weiterhin unbeeindruckt. Ihre Argumente werden abenteuerlicher. Von Alex Reichmuth



Neue Erklärungsversuche: Opfer des Taifuns «Haiyan» auf den Philippinen.

Bei den Klimaverhandlungen läuft wieder einmal gar nichts. Eigentlich wollten die Staaten in Warschau ein Abkommen zur Begrenzung des CO₂-Ausstosses vorbereiten. Stattdessen weisen sich die Regierungsvertreter gegenseitig die Schuld an der Blockade zu. So warf der Schweizer Delegationsleiter Franz Perrez Schwellenländern wie China, Indien und Brasilien vor, sich nicht genug für den Klimaschutz zu engagieren. Mitten in den Verhandlungen gab zudem Japan bekannt, sich von seinen CO₂-Zielen zu verabschieden. Das Scheitern der Konferenz ist absehbar. Die Hilfsorganisation Oxfam meldete derweil, dass die Industrienationen 2013 nur 7,6 Milliarden Dollar in den Fonds einbezahlt haben, mit denen der Klimaschutz in armen Ländern finanziert werden soll. Angestrebt waren 100 Milliarden jährlich.

Zu schaffen macht den Warnern vor einer Klimakatastrophe aber nicht nur der politische Stillstand, sondern auch das erlahmende Interesse der Öffentlichkeit an der globalen Erwärmung. Der Verlust an Aufmerksamkeit ist augenfällig. Während das Schweizer Fernsehen SRF in den letzten Jahren täglich live nach Kopenhagen, Cancún oder Durban schaltete, schickte es diesmal keinen Korrespondenten mehr an die Klimaverhandlungen. Auffällig ist auch das Verschwinden des «Klimablogs»

der ETH Zürich. Dieser bot in den letzten Jahren regelmässig Online-Kommentare zur globalen Erwärmung. Dafür nennt sich die Website nun «Zukunftsblog» und liefert beliebig wirkende Beiträge wie «Mit Tupperware gegen Buffet-Abfälle».

Der Interessenverlust kommt auch daher, dass angesichts der jüngsten Meldungen aus der Wissenschaft wenig Katastrophenstimmung aufkommen mag. Führende Klimaforscher haben eingestanden, dass die Welttemperatur seit fünfzehn Jahren nicht mehr steigt. Gemäss einer neuen Studie hat sich auch der Anstieg des Meeresspiegels seit 2004 verlangsamt. Und die Eisbedeckung in der Arktis, deren Rückgang als Beleg für den Klimawandel gilt, hat dieses Jahr wieder zugenommen.

«Raffinierte Methode»

Die Apologeten des Weltuntergangs lassen aber nichts unversucht, um die Deutungsmacht in Sachen Klimawandel zurückzugewinnen. So mussten der Taifun «Haiyan» und seine Opfer auf den Philippinen für düstere Warnungen von Journalisten und Wissenschaftlern herhalten. «Klimawandel macht extreme Taifune möglich», schrieb der *Tages-Anzeiger* – obwohl der Weltklimarat (IPCC) keine Zunahme solcher Tropenstürme belegen kann. «Stürme wie «Haiyan» lassen gemäss

Modellen eine weitere Verstärkung erwarten», sagte auch Stefan Rahmstorf, einer der bekanntesten Klimawissenschaftler Deutschlands. Er stützte sich dabei auf eigene Berechnungen durch verbesserte Klimamodelle, die im jüngsten Bericht des Weltklimarats angeblich noch nicht berücksichtigt seien.

Auch sonst machen abenteuerliche Ausreden die Runde, warum sich die Welt trotz fünfzehnjährigem Temperaturstillstand noch immer vor einer Klimakatastrophe fürchten müsse. So behaupten führende Klimaforscher, die von der Erde absorbierte Wärme sei in den Tiefen des Pazifiks verschwunden – als ob die frühere Ankündigung stetig steigender Temperaturen nur ein Aprilscherz gewesen wäre. Ein geradezu verzückender Versuch, die ausbleibende Erwärmung wegzuzaubern, war in der *Sonntagszeitung* nachzulesen. In der Berechnung der Globaltemperaturen fehlten Messdaten zu den Bodentemperaturen in Afrika und den Polarregionen, schrieb die Zeitung. Ein britischer und ein kanadischer Forscher hätten nun aber «mit einer raffinierten Methode» Satellitendaten aus der Troposphäre in Bodentemperaturen «umgerechnet» und so zeigen können, dass sich die Erde in den letzten fünfzehn Jahren eben doch erwärmt habe. Der neue Datensatz zeige, «dass die Erwärmung grösser ist, wenn man die Datenlücken berücksichtigt», kommentierte Reto Knutti, renommierter Klimaforscher der ETH Zürich. Erstaunlich, dass in der Klimaforschung neuerdings mit nicht vorhandenen Daten argumentiert wird.

Auffällig bei solchen Deutungen ist, dass die Erkenntnisse des Weltklimarats offenbar plötzlich nichts mehr gelten – obwohl bis vor kurzem noch jede Abweichung von den Standpunkten des IPCC quasi als Ketzerei gebrandmarkt wurde. Der *Tages-Anzeiger* stützte sich bei der Behauptung, die Erderwärmung habe den Sturm «Haiyan» verursacht, einzig auf einen unbekanntem japanischen Forscher und erwähnte das gegenteilige Fazit des Weltklimarats mit keinem Wort. Klimaforscher Stefan Rahmstorf übergab dieses Fazit mit dem Verweis auf eigene Berechnungen ebenso. Und sein Kollege Reto Knutti erachtet die fragwürdige Temperaturrekonstruktion, die von zwei Forschern ohne Renommee in der Klimawissenschaft stammt, offenbar als verlässlicher als die Temperaturreihen des IPCC. Das ist bemerkenswert, denn sowohl Rahmstorf wie Knutti sind Leitautoren beim Weltklimarat. ○

Umweltschutz

Wahrheiten, die weh tun

In den USA sorgt der Film «Pandora's Promise» für eine heisse Debatte: Klimaaktivisten setzen auf Kernenergie.

In Amerika gilt Robert Stone als arrivierter Dokumentarfilmer. Bereits 1988 schaffte er mit «Radio Bikini», einem Werk über die Atombombentests im Pazifik, eine Nomination für den Oscar. Um Krieg und Umweltzerstörung dreht sich letztlich auch sein jüngstes Werk, das vom Sender CNN mitfinanziert und von Paul G. Allen (Microsoft) mitproduziert wurde: «Pandora's Promise». Überraschend ist allerdings, dass der Film für die Kernenergie plädiert. Die Gefahren der Kernkraft werden grotesk überzeichnet, so die Message, doch wenn wir den Klimawandel und die Luftverschmutzung ernst nehmen, führt kein Weg am Bau neuer AKW und an der Weiterentwicklung der Kerntechnologie vorbei.

Stone ist ein Filmautor, der offen sagt und zeigt, was er denkt, sich zugleich vor Schönfärbereien hütet. Das wird bereits beim Einstieg klar: Als Kulisse dient nicht etwa ein modernes AKW, sondern die vom Tsunami verwüstete Sperrzone um die Reaktorruinen von Fukushima. Das Dosimeter ist stets mit dabei. Was die Messungen wirklich bedeuten, erfahren wir erst später, an einem Strand in Brasilien, wo sich Menschen sorglos im Sand wälzen, obwohl das Dosimeter eine (natürliche) Strahlung nachweist, die um ein Vielfaches höher ist als jene in der Sperrzone.

Solche leicht überprüfbareren Fakten sind es, die dem Film eine hohe Glaubwürdig-

keit verleihen. Margaret Thatchers eindringliche Warnung vor dem Co₂-Problem anno 1989; der Befund der grossangelegten Uno-Langzeitstudie zu den Folgen von Tschernobyl (fünfzig Strahlentote, keine Zunahme von Krebsfällen und Missbildungen); die Kampagnen der amerikanischen Ölindustrie gegen die Kernenergie («Solar for Nuclear»); die Ineffizienz und Unzuverlässigkeit von Solar- und Windkraftwerken; das rasante Wachstum des Kohleabbaus in den letzten Jahren oder der ge-



Keine Schönfärbereien: Stone in Tschernobyl.

waltige Energiehunger in der Dritten Welt – das sind Tatsachen, über die man sich streiten, aber die man nicht ignorieren kann.

Für Spannung sorgt Stone, indem er sich auch konsequent mit der Gegenseite auseinandersetzt. Eine Schlüsselstelle ist die Frage an eine Anti-AKW-Aktivistin, wie sie den

Atomausstieg mit den Klimazielen in Einklang bringe. Die Antwort spricht Bände: Die Frau wendet sich ab. Ebenso unerbittlich richtet Stone den Fokus allerdings auch auf die Schwächen der Kernenergie. Ja, die Endlagerung ist ein Problem. Wir sollten deshalb die seit fünfzig Jahren bekannte Brüter-Technologie weiterentwickeln, damit die lange strahlenden Abfälle gar nicht erst entstehen. Ja, es stimmt, dass in Kernkraftwerken auch (waffenfähiges) Plutonium gewonnen werden kann. Tatsache ist allerdings auch, dass Tausende von atomaren Sprengköpfen aus der Sowjetunion heute in amerikanischen Kernkraftwerken als Brennstoff verwertet werden. Und: Der Iran würde kaum auf die Atombombe verzichten, nur weil Deutschland aus der Kernenergie aussteigen will.

Dass Stone mit seiner Sichtweise nicht alleine dasteht, beweisen ein halbes Dutzend namhafter britischer und amerikanischer Umweltaktivisten, die im Film auftreten und zum Teil recht nüchtern ihren Gesinnungswandel bezüglich der Kernkraft erklären. Die Kritiken über «Pandora's Promise» sind kontrovers, so etwa auch in der *New York Times*. Doch in Amerika und Grossbritannien wird wenigstens diskutiert und gerungen um unbequeme Wahrheiten, über die man im deutschsprachigen Raum eisern schweigt –, so als wären sie mit einem geheimen Fluch belegt. Ab Mitte Dezember soll «Pandora's Promise» via Internet auch in Europa frei zugänglich sein. Ein Pflichtstoff für alle Lehrer, die ihren Schülern Al Gores «Unbequeme Wahrheit» zugemutet haben – nicht im Sinne einer Indoktrinierung, selbstverständlich, sondern einer offenen Debatte. *Alex Baur*

«Jeder kann abnehmen.»

Appecal-Biomed™ unterstützt bei der Gewichtskontrolle.

Pflanzliche Wirkstoffe

Mehr Informationen unter
www.natuerlichabnehmen.ch

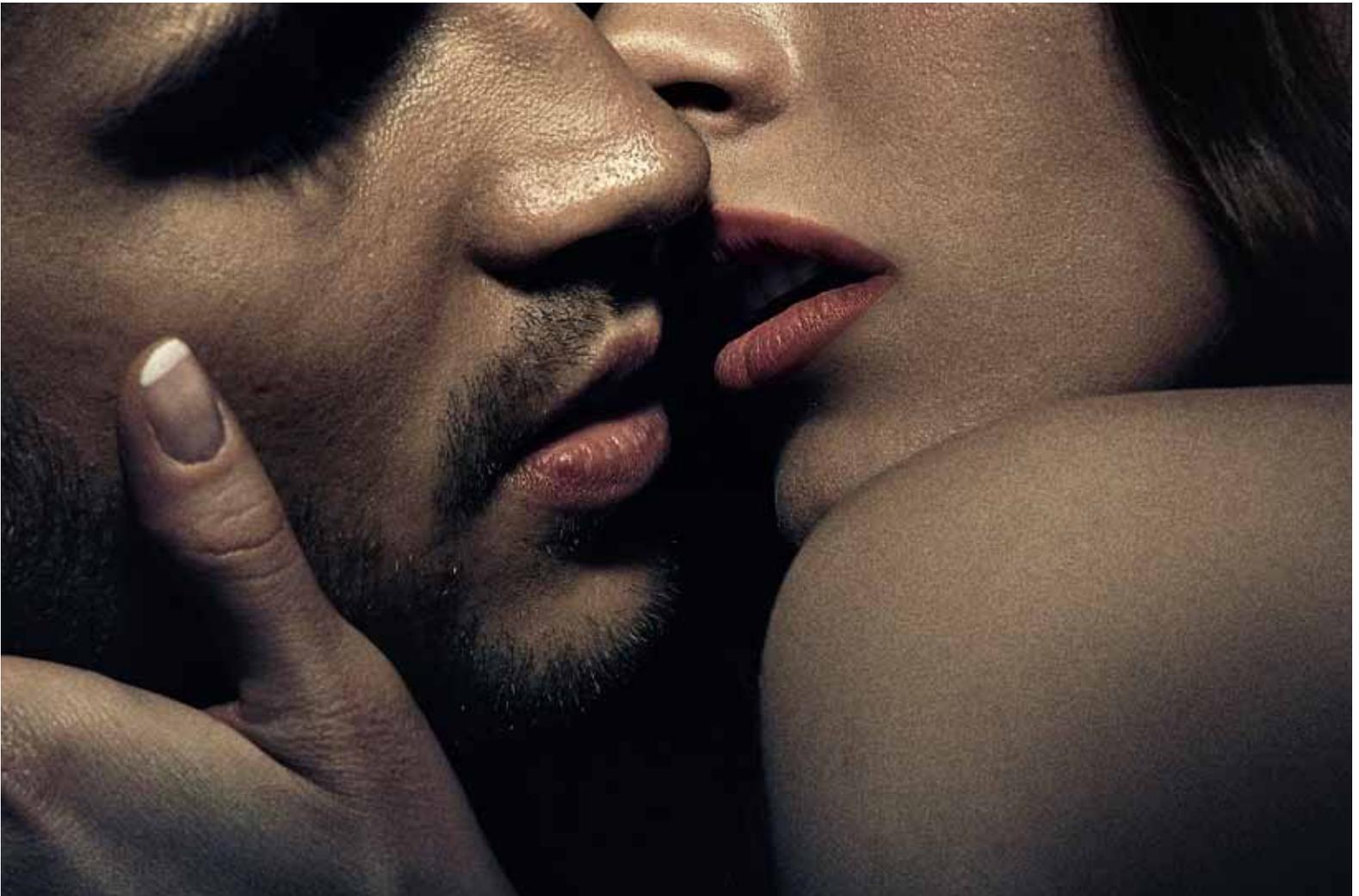
BioMed® Biomed AG, 8600 Dübendorf
© 2013 Biomed AG. All rights reserved.



Lassen Sie sich in Ihrer Apotheke oder Drogerie kompetent beraten.

Sprich schmutzig mit mir

Ein amerikanischer Hitparaden-Sänger berührt aktuell uralte Sehnsüchte: Der sexuell enthemmte Mensch möchte auf provozierende Art angesprochen werden. Der «Dirty Talk» allerdings will gelernt sein. Zur Vermeidung unerwünschter Abgründe folgt hier eine Wegleitung. *Von Dominique Feusi*



Achtung vor der Damentoilette.

Wollte er auch schon schmutzig mit Ihnen reden? Seit ein paar Wochen ist da dieser Mann, der, kaum macht man das Radio an, schmutzig mit einem reden will. Und das passiert nicht nur in der Schweiz, nein, auch in Deutschland, Österreich, Grossbritannien, ja gar in Australien und Neuseeland. Er fordert: «Talk dirty to me.» Auf Deutsch, so sagt Songtexte.com, sage er, er möchte, dass Sie «schmutzig reden mit mir».

Ein Lied über ein Mädchen

Der Mann nennt sich Jason Derulo, ist ein amerikanischer R-&-B-Sänger, und sein Hit «Talk Dirty», den er zusammen mit dem Rapper 2 Chainz zum Besten gibt, ist international in den Charts, der Clip dazu wurde auf Youtube bereits 50 Millionen Mal angeklickt, und auch bei Twitter kam der Hashtag «TalkDirty» weltweit in die Trends. Der Song beginnt mit den Zeilen:

*I'm that flight that you get on, international.
First class seat on my lap girl, riding comfortable.*

Es ist also ein Lied über ein Mädchen, das einen internationalen Flug nimmt und ein Upgrade in die erste Klasse erfährt, was ihr sehr komfortabel erscheint.

Nein, es handelt sich hierbei natürlich um Dirty Talk. «Dirty Talk (dt.: schmutziges Gerede) ist eine sexuelle Praktik und bezeichnet das Benutzen von erotisierenden oder sehr anschaulichen und direkten Wörtern vor oder während des Geschlechtsverkehrs zur Erhöhung der sexuellen Stimulation» (Wikipedia), und dieses schmutzige Gerede gerät alle paar Jahre wieder ins Gespräch. Wenn Sie also gerade überlegen, ob Sie etwas Pfeffer in Ihre Beziehung bringen sollen und vielleicht crazy spontan auf diesen Trend aufspringen wollen: Moment. Auch wenn «Erhöhung der sexuel-

len Stimulation» für nichts als ein bisschen Gerede ganz verlockend klingen mag. Meist endet dieses Gespräch mit: «Was hast du gerade gesagt?» Und dann kriegen Sie sehr lange gar nichts mehr. Noch viel länger als bis zum nächsten Absatz.

Der Bekannte B. musste zum Beispiel von Juni bis Dezember warten. Und bis nach Bali fliegen. Und zeitweise diskutierten sie auch über einen Wintergarten. Weil er tat, womit Jason Derulo momentan Millionen verdient. Er hat schmutzig mit einer Frau geredet. Also mit seiner Frau. Und seine Frau fragte: «Was hast du gerade gesagt?» Wie? Ja, was denn? Natürlich wollen Sie das nun wissen. Das ist nur menschlich. Und es hat immerhin unglaubliches Einfühlungsvermögen sowie zwei Flaschen Champagner gebraucht, bis die Frau des Bekannten B. gesprächig wurde. Nun gut, sie hat es schon beim zweiten Schluck Kaffee gesagt.

Denn ja, es ist wirklich wahr, Frauen erzählen sich solche Dinge. Einst erzählte mir eine Frau, die mir fünf Minuten zuvor vorgestellt worden war, auf der Damentoilette des «Dolder Grand», dass ihr Mann, ein Zahnarzt, immer diese «schrecklich kleinen Unterhosen» trägt. Was auch immer man sich unter «schrecklich kleinen Unterhosen» vorzustellen hat, das ist eine Art von Information, welche die Beziehung zu Ihrem Zahnarzt für alle Zeit verändern wird. In diesem Sinn: Viel Spass beim nächsten Termin.

«Du bist die einzige Bitch im Raum»

Bevor Sie also mit dem Dirty Talk loslegen, gilt es zu bedenken: Das Prinzip Wikileaks gab es schon vor Julian Assange, ja gar vor dem Internet. Man nennt es Damentoilette.

Manchmal nennt man es auch «Kaffee trinken» oder «Wir gehen rasch in die Küche, Rezepte tauschen». Genau, dazu muss man in die Küche gehen. Bekanntlich haben Frauen nur in der Küche Internet. Aber lassen Sie sich nur nicht beunruhigen, das läuft wie bei der NSA, glauben Sie einfach weiterhin ganz feste daran, dass Sie eine Privatsphäre haben, und alle sind glücklich. Und denken Sie nicht weiter darüber nach, wenn Sie es aus Ihrer Küche keifen hören: «Was hat er gesagt?»

Bitte? Ja, was denn jetzt? Nun gut, zum genauen Wortlaut, der sich wie ein Lauffeuer in Ihrem Bekanntenkreis verbreiten und Sie noch jahrelang diskreditieren kann, vielleicht später. Aber kreisen wir die Problematik weiter ein: Er hat es auf Deutsch gesagt. Und konstatieren: Dirty Talk auf Deutsch ist, wie wenn Sie versuchen, auf einer Axt Harfe zu spielen.

Zugegeben, es gibt solche Künstler. Doch diese Meister sind dünn gesät. Und mit ziemlich grosser Sicherheit sind ausgerechnet Sie keiner.

Jason Derulo hat da einen grossen Vorteil. Und er spricht erst noch fließend Englisch. Denn Englisch ist eine Sprache, die, auch wenn sie ursprünglich germanisch ist, a) viel netter klingt als Deutsch und b) eine grössere Deutungsfreiheit lässt. Im englischen Sprachraum kann man daher ziemlich vulgär und dennoch, oder gerade deshalb, enorm erfolgreich sein.

Nehmen wir zum Beispiel das recht inflationär verwendete Wort «Bitch». Junge Frauen sagen «Bitch» zu anderen jungen Frauen und meinen es als Kompliment. Junge Frauen sagen «Bitch» zu anderen jungen Frauen und meinen es kompromittierend. Robin Thicke sagte in seinem Superhit «Blurred Lines» den ganzen Sommer lang: «You the hottest bitch in this place», und junge und weniger junge Frauen haben sich ausgesprochen positiv angesprochen gefühlt. Der K. sagte zu seiner Ex-Freundin: «Du bist die einzige Bitch im Raum», und seine Ex-Freundin hat sich ausgesprochen negativ angesprochen gefühlt. Man kann sich nie ganz sicher sein.

Fest steht: Auf Englisch landen Sie damit mit etwas Glück einen Hit, auf Deutsch bekommen Sie ziemlich sicher Probleme. Britney Spears nannte sich im Will.i.am-Hit «Scream & Shout» gleich selbst «Britney Bitch» und kratzte für einen Moment wieder an der Coolness, ihr neues Lied nennt sich nun «Work Bitch» und läuft ebenfalls gut.

Weniger gut laufen würde die Sache auf Deutsch. Stellen Sie sich vor, Beatrice Eglis neues Lied hiesse «Arbeitshure». Die Fans von «Mein Herz» und die Käufer von «Glücksgefühle» würden sich wohl weniger positiv angesprochen fühlen.

Wenn Sie hingegen fließend Englisch sprechen und dabei mehr wie Jason Derulo und weniger wie Ueli Maurer klingen und sehr wie Robin Thicke aussehen, nur zu: «Talk dirty to me.»



Nichts ist unmöglich. Oder hätten Sie jemals gedacht, dass man Jason Derulo, Ueli Maurer und Robin Thicke in einem Satz unterbringen kann?

Okay, drosseln wir die Euphorie, natürlich gibt es auch beim Dirty Talk in Originalversion Fallgruben. Die Bekannte M. traf zum Beispiel in New York einen rund dreissig Jahre älteren Mann und war ihm sehr zugetan. Er trug Uniform, hatte tolles graues Haar, sie dachte an Richard Gere und «Ein Offizier und Gentleman», und dreissig Minuten später wollte sie mit ihm einen internationalen Flug nehmen und ein Upgrade in die erste Klasse erfahren. Bis er ihr im Taxi zum Hotel etwas Schmutziges ins Ohr sagte. Etwas, was vielleicht ein Offizier, aber ganz sicher kein Gentleman sagt. Und sie fragte: «What did you just say?»

Welche Wörter und Wortkonstellationen genau in den Beziehungen zu unseren angelsächsischen Freunden allerdings tunlichst zu vermeiden sind, müssten Sie in englischsprachigen

Fachzeitschriften nachschlagen. Wir sind hier schliesslich nicht bei *Worldweek*.

Welche Wörter und Wortkonstellationen tunlichst zu vermeiden sind, wenn Sie weder fließend Englisch noch Französisch, Italienisch oder Spanisch sprechen und «das Benutzen von erotisierenden oder sehr anschaulichen und direkten Wörtern» in Deutsch zu versuchen gedenken, kann man vom Bekannten B. lernen.

Mit der Axt auf der Harfe

Sie erinnern sich, der Bekannte B., der versuchte, auf einer Axt Harfe zu spielen. Und dann von Juni bis Dezember warten musste, nur weil er ein bisschen schmutzig mit seiner Frau geredet hatte, worauf seine Frau fragte: «Was hast du gerade gesagt?»

Wie? Ja, was denn jetzt? Nun gut, auf Deutsch bekommen wir, wie vorhergehend angemerkt, ziemlich sicher Probleme. Sagen wir, es ging um ein Nutztier. Und das ist schon mal schlecht. Sogar sehr schlecht.

Wir notieren: Nutztiere sind nicht in den Top Ten bei «Das hört jede Frau gern». Und das gilt nicht nur für den Dirty Talk. Wann auch immer ein Vergleich mit einer Frau und einem Nutztier Ihren Geist streift: Lassen Sie es.

Da können Sie nachher noch lange sagen: «Aber du hast doch <Ein Schweinchen namens Babe> auch so süss gefunden!» Nein, damit kommen Sie nicht durch. Aber es ist ein amüsanter Versuch. Er wird in Ihrer Küche für grosse Unterhaltung sorgen.

Der andere Fauxpas, den der Bekannte B. beging, endet jedoch unabdingbar in einem Sturm der Entrüstung. Sagen wir, es ging nicht nur um ein Nutztier. Sagen wir, der Bekannte B. war so freundlich und hat bei seinem schmutzigen Gerede auch gleich noch die Altersfrage des Nutztiers geklärt. Es ging um ein altes Nutztier. Ja, Sie ahnen es bereits, auch «alt» ist nicht in den Top Ten bei «Das hört jede Frau gern».

Das ist Ihnen alles viel zu kompliziert, Sie wollen jetzt endlich zum Teil mit der «Erhöhung der sexuellen Stimulation» für nichts als ein bisschen Gerede? Aber ohne die Sache mit «von Juni bis Dezember warten», «Bali» und «Wintergarten»?

Ihr Glück, denn aus der Fallstudie «der Bekannte B.» konnte folgendes praktische Tool, bald auch erhältlich als App, entwickelt werden.

Der Dirty-Talk-Schnelltest, Version 2.4, Deutsch:

Reimt es sich auf Speckpfau?

Lassen Sie es.

Reimt es sich auf kalter Speckpfau?

Denken Sie nicht mal daran.

Ansonsten verhält es sich mit dem guten Sex, so sagt man, ähnlich wie mit dem guten Leben: Es gelingt besser, wenn man sich selbst nicht so furchtbar ernst nimmt.

Jason Derulo feat. 2 Chainz: «Talk Dirty»



Die Initianten mussten einen Kredit von 400 000 Franken aufnehmen: Aktion mit Fünfräplern auf dem Bundesplatz.

Raub in vollendeter Form

Die Initiative «Für ein bedingungsloses Grundeinkommen» ist definitiv zustande gekommen. Die finanziellen und gesellschaftlichen Umwälzungen wären gewaltig.

Von Samuel Hofmann

Es ist nicht bekannt, ob den Initianten des Volksbegehrens «Für ein bedingungsloses Grundeinkommen» die Ironie bewusst war, als sie am 4. Oktober die beeindruckende Anzahl von acht Millionen Fünfräplern auf den Bundesplatz schütteten. Für die Aktion musste das hauptsächlich aus Kulturschaffenden bestehende Initiativkomitee einen Kredit von 400 000 Franken aufnehmen. Sprich: sich verschulden. Dagegen werden die Promotoren nicht müde, die Finanzierbarkeit ihres Anliegens zu betonen, das Geld sei ja vorhanden.

Die Volksinitiative versteht sich als «Kulturimpuls» und verlangt, dass der Bund ein garantiertes Grundeinkommen für die ganze Bevölkerung einführt – inklusive Zugewanderte. Dies soll in den schöngeistigen Worten der Initianten «ein menschenwürdiges Dasein und die Teilnahme am öffentlichen Leben» ermöglichen. Die selbsternannten Freiheits-

kämpfer wollen den Menschen vom «Zwang zur Arbeit» erlösen, der Gesellschaft einen «Kreativitätsschub» geben und «die Musse, wahrzunehmen, worum es eigentlich geht».

206 Milliarden Franken

Konkret schlagen die Promotoren ein monatliches Grundeinkommen von 2500 Franken für Erwachsene und 625 Franken für Kinder vor. Rechnet man das für die aktuelle Bevölkerung aus, resultiert ein jährlicher Gesamtbetrag von ungefähr 206 Milliarden Franken. Schon die reine Summe sollte klarmachen, dass es schlicht um eine weitere gigantische Umverteilungsrunde und nicht um eine liberale Systemvereinfachung geht. Zum Vergleich: Alle Ausgaben von Bund, Kantonen, Gemeinden und öffentlichen Sozialversicherungen betragen aktuell etwa 197 Milliarden Franken pro Jahr, davon fliessen 75 Milliarden Franken in die so-

ziale Sicherheit. Nicht mitgezählt sind hier privat finanzierte Einrichtungen wie die Krankenkassen oder die berufliche Vorsorge.

Mit dem Grundeinkommen könnten zwar einige der bisherigen Sozialleistungen ersetzt werden, namentlich die Renten von AHV und IV, wo die Maximalrente 2340 Franken im Monat beträgt. Doch dürften viele Verwaltungskosten des heutigen Systems weiterhin anfallen. Alle Sozialleistungen, die über ein monatliches Einkommen von 2500 Franken hinausgehen, wollen die Initianten selbstredend beibehalten. Maximal 62 Milliarden Franken an bisherigen Leistungen können durch das Grundeinkommen gemäss Berechnungen von Economiesuisse ersetzt werden. Der zusätzliche Finanzierungsbedarf beträgt somit im besten Fall immer noch 144 Milliarden Franken pro Jahr. Diesen Betrag wollen die Initianten vor allem über die Konsumsteuer

einbringen. Ein Prozent Mehrwertsteuer generiert zurzeit rund drei Milliarden Franken Bundeseinnahmen. Der Mehrwertsteuersatz müsste also auf etwa 55 Prozent angehoben werden. Wenn dann, wie anzunehmen ist, der Konsum sinkt, ist ein noch höherer Satz fällig. Die Kaufkraft der Schweizer würde sich massiv verschlechtern. Wallfahrtsorte des Einkaufstourismus wie Konstanz könnten sich dagegen freuen.

Für die Befürworter ist alles nur ein Nullsummenspiel, weil dann im Gegenzug die Löhne und schliesslich auch die Preise (vor der Mehrwertsteuer) gesenkt werden könnten. Wenn jemand heute also 4500 Franken verdiene, erhalte er nachher einfach nur noch 2000 Franken als Arbeitslohn und dafür 2500 Franken Grundeinkommen. Was einer vereinfachten Darstellung entspricht, wie auch die Initianten einräumen. Faktisch käme es zu einer riesigen Umverteilung: Einzelpersonenhaushalte hätten unter dem Strich weniger und Mehrpersonenhaushalte, in denen nicht alle berufstätig sind, hätten mehr Einkommen als heute – noch immer angenommen, dass es sich volkswirtschaftlich um ein Nullsummenspiel handelt, wie dies die Initianten sehen. Der alleinstehende Arbeiter müsste das Grundeinkommen der zu Hause bleibenden Ehefrau seines Kollegen mitfinanzieren. Ungleiches Einkommen für gleiche Arbeit.

Den potenziellen Gewinnern und Verlierern ist jedoch gemeinsam, dass sie einen grossen Teil ihrer Einkünfte direkt vom Staat und nicht mehr vom Arbeitgeber erhalten würden. Wie wirkt sich das auf die Arbeitsmoral aus? Angenommen ein Arbeitgeber senkt den Lohn gleichermassen wie die Arbeitsleistung reduziert wird, so hat heute jemand, der 10 Prozent weniger arbeitet, entsprechend auch 10 Prozent weniger im Portemonnaie. Wer allerdings im System Grundeinkommen weniger arbeitet, verliert die Prozente nur noch auf dem erarbeiteten Teil seines Einkommens. Seine finanzielle Einbusse wäre also prozentual geringer als seine Arbeitsreduktion. Es würde sich folglich lohnen, die Arbeit bis an die persönliche Schmerzgrenze zu reduzieren. Vor allem Paare geraten dann in Versuchung, weitgehend auf Arbeit zu verzichten. Eine vierköpfige Familie beispielsweise erhielte mit dem Grundeinkommen 6250 Franken pro Monat vom Staat geschenkt. Wenn man dann noch in der Nähe von Konstanz wohnt, lässt sich damit durchaus leben. Das Nullsummenspiel der Initianten geht nicht auf. Damit wenigstens noch ein gewisser Arbeitsanreiz bestünde, müssten die Löhne wieder erhöht werden, obwohl dadurch die inhärenten Fehlanreize des Systems auch nicht aus der Welt geschafft würden. Auch die gleich teuer bleibenden Importe werden in der Rechnung der Initianten sträflich vernachlässigt. Im

Endeffekt ist ein starker Preisanstieg unausweichlich, und das alles bei sinkender Wertschöpfung.

Geht uns tatsächlich die Arbeit aus?

Die Auswirkungen auf den Wohlstand wären verheerend, und es zeugt von Dekadenz und Ignoranz, diesen einfach als gegebene Grösse zu betrachten. Der immer gleich gross bleibende Kuchen, dessen Stücke man beliebig anders verteilen kann, er ist und bleibt ein Ammenmärchen. Mit jeder staatlichen Intervention wird der Kuchen kleiner. Die Initianten haben von diesem wirtschaftlichen Zusammenhang offenbar auch mal gehört und stellen in ihrem Film zur Initiative präventiv die Frage, ob denn die messbare Wertschöpfung der Volkswirtschaft allenfalls abnehmen würde. Das animierte Kuchendiagramm, welches das Bruttoinlandprodukt repräsentieren soll, wird daraufhin etwas kleiner, und die Stimme aus dem Off kommentiert: «Vielleicht.» Doch dann wird von einer wunderbaren «Dynamik» geredet, die durch das Grundeinkommen entstehen würde, und schon wächst der Kuchen im Film wieder auf seine ursprüngliche Grösse an.

Erinnerungen ans vorletzte Jahrhundert werden wach: Damals hiess es, es sei schon alles erfunden.

Ein weiterer Eckpfeiler des Films ist die These, dass die Maschinen immer mehr Arbeiten übernehmen und der Mensch sich deshalb zurücklehnen kann. Es sei an der Zeit, Einkommen und Arbeit zu entkoppeln, da uns die Arbeit wegen der technischen Innovationen sowieso langsam ausgehe. Das erinnert ein wenig an die angeblich vom Leiter des US-Patentamtes im Jahr 1899 getätigte Aussage, dass man das Patentamt eigentlich schliessen könne, mit neuen Erfindungen sei nicht mehr zu rechnen, es sei schon alles erfunden. Dem ist entgegenzuhalten, dass wir wahrscheinlich auch zukünftig sowohl mit neuen Erfindungen als auch mit neuen Möglichkeiten für menschliche Arbeit rechnen dürfen.

Robert Nef, der Doyen des Schweizer Liberalismus, meint dazu: «Dienstleistungen können immer noch raffinierter und bedarfsgerechter und damit personalintensiver produziert werden. Das Streben nach Wahrheit, Schönheit, Gesundheit und Wohlbefinden, Bildung und Unterhaltung hat keine definierbare Obergrenze.» Innovationen machen das Leben angenehmer, doch gibt es keinen Grund, sich deswegen auf die faule Haut zu legen. Denn es ist davon auszugehen, dass der Fabrikbesitzer und der Bauer, denen die Maschinen letztendlich gehören, ihre Erzeugnisse nicht einfach für Gotteslohn bereitstellen wollen. Sie investieren und produzieren nur,

wenn die Käufer im Gegenzug einen anderen realen Wert zum Tausch anbieten können.

Kommen wir zur philosophischen Frage: Soll es eine Art Menschenrecht geben, «bedingungslos» auf Kosten anderer leben zu dürfen? Fakt ist, alles, was umverteilt wird, muss zuerst von jemandem erarbeitet werden, der Güter oder Dienstleistungen von Wert herstellt. Für die Umverteilung müssen den arbeitenden Personen die Früchte ihrer Arbeit unter Zwang weggenommen werden, ob dies nun über Einkommenssteuern oder Mehrwertsteuern geschieht. Schon das heutige Sozialmodell beruht auf staatlicher Zwangssolidarität und ist praktisch nicht mehr finanzierbar. Doch immerhin dürfen die Zahlenden, die in der Schweiz noch die Mehrheit bilden, gewisse Bedingungen an die Empfänger stellen. Arbeitslose müssen sich beispielsweise aktiv um eine Arbeit bemühen, wenn sie keine Leistungskürzungen wollen. Es ist richtig, Bedingungen zu stellen. Die Redewendung «Wer zahlt, befiehlt» mag zunächst herzlos klingen, verkörpert aber das urliberale Prinzip von Leistung und Gegenleistung. Das Gegenteil davon, «Zahlen, aber nichts zu sagen haben», ist schlicht nur noch Raub in vollendeter Form.

Voraussichtlich wird die im Ernstfall zur Vernunft tendierende Schweizer Bevölkerung dem Ansinnen eine Absage erteilen. Doch scheint es wesentlich, angesichts der Flut von freiheitsfeindlichen Initiativen, sich zu vergegenwärtigen, dass Wohlstand nicht durch Umverteilung, sondern durch Produktion unter freiheitlichen Bedingungen entsteht. Ihn für selbstverständlich zu erachten und die «Republik Schlaraffenland» auszurufen, käme einem wirtschaftlichen Selbstmord gleich. Immerhin begleitet durch schöne letzte Worte. ○

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung
DIE ZEITUNG FÜR KMU

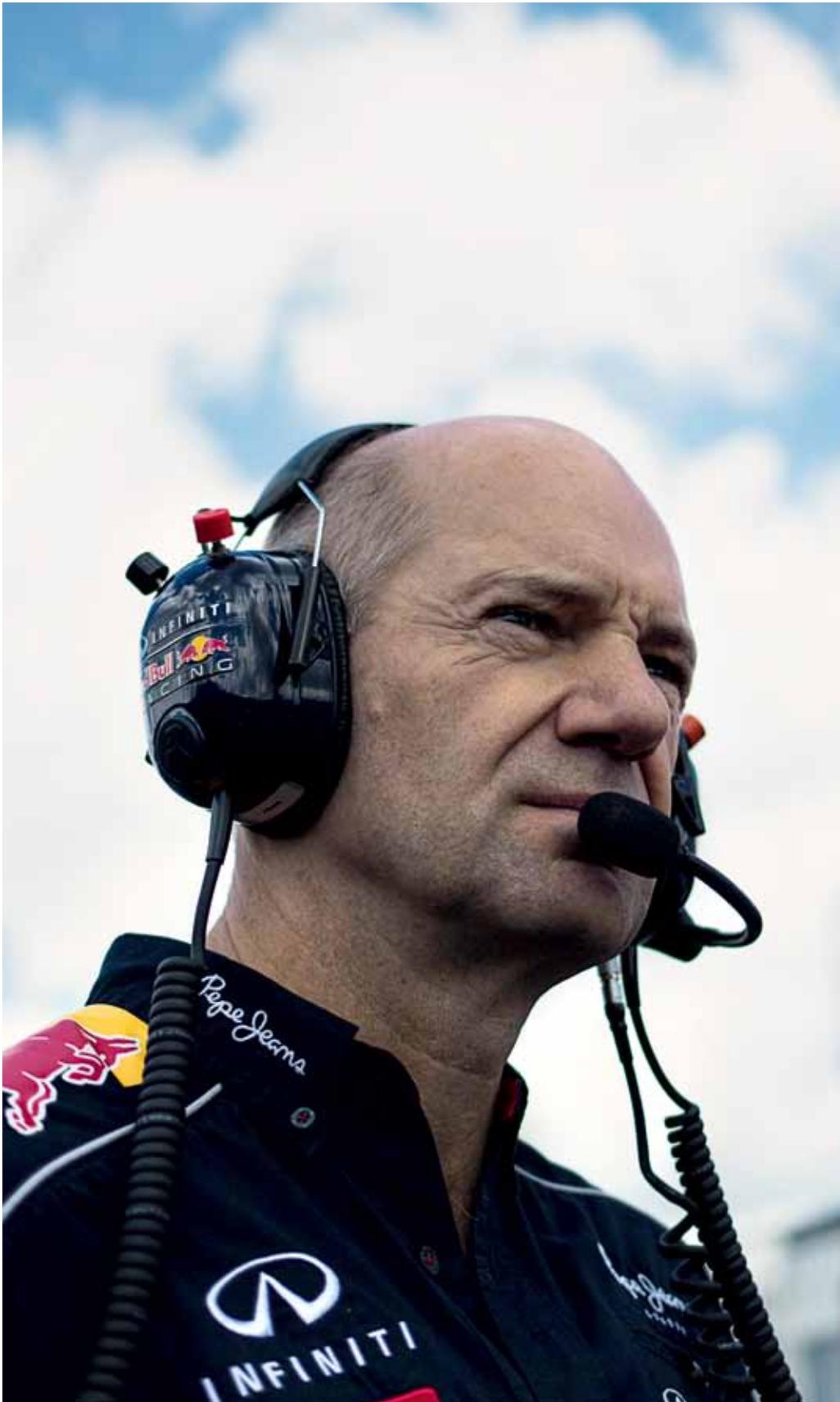
Morgen Freitag in der KMU-Presse:

- **1:12-Initiative**
Jede einzelne Stimme zählt
- **Raumplanung**
(K)Ein allzu enges Korsett
- **Energiestrategie 2050**
Noch fehlt der «KMU finish»

www.gewerbezeitung.ch

Leonardo da Vinci des Rennsports

Der Konstrukteur Adrian Newey ist Meisterhand und Mastermind der Formel 1. Sebastian Vettel gewann mit seinen Autos schon vier Weltmeistertitel. Allerdings baute Newey auch jenen Wagen, in dem Ayerton Senna vor knapp zwanzig Jahren tödlich verunglückte. *Von Peter Hartmann*



Querdenker aus Prinzip: Autoingenieur Newey.

Das Werkzeug, mit dem der Designer Adrian Newey, 54, das Milliardengeschäft der Formel 1 beherrscht, ist ein 2B-Pencil von Faber-Castell, im Internet für einen Franken neunzig erhältlich. Es heisst, dass er den Bleistift den halben Tag lang nicht aus der Hand legt. Newey zeichnet seine Ideen auf A4-Blätter und aufs Reissbrett, bevor aus diesen Skizzen die unbesiegbaren Hightech-Boliden werden, auf denen der Name Red Bull steht und die, mit Sebastian Vettel am Steuer, bereits den vierten Weltmeistertitel in Folge einfuhren.

Newey gilt als Genie unter den Konstrukteuren und als Erfolgsgarant, und vielleicht ist nicht Vettel so überlegen, sondern das Auto. Allerdings brettet Vettels australischer Teampartner und bärbeissiger Intimfeind Mark Webber mit dem identischen Rennwagen dem strahlenden Jung Siegfried fast immer hinterher, und in dieser Saison gelang ihm kein einziger Streich, verglichen mit den zwölf Siegen des Deutschen.

Fenster zersprangen

Neweys Arbeitstechnik erinnert tatsächlich an Leonardo da Vinci, das Universalgenie der Renaissance, den Künstler und Erfinder, der seine Visionen bis ins Detail zeichnete (und Newey ist Linkshänder, wie da Vinci). Oder an Federico Fellini, der seine Filmszenen aus spontan hingeworfenen Bildern heraus entwickelte. Oder an die gezeichnete Formensprache von Archi-

Er liest Reglemente nicht als Katalog von Behinderungen, sondern als kreative Bauanleitung.

tekten wie Daniel Libeskind, die dann am Computer die statische Machbarkeit erhält.

Auch Neweys Entwürfe und Einfälle werden am Bildschirm konkretisiert und in praktischen Experimenten im Windkanal und auf der Piste erprobt. Er geht, als Querdenker aus Prinzip, auch hier umgekehrte Wege. Andere Ingenieure loten die Grenzen aus, indem sie die Risiken in den Tests allmählich erhöhen bis zum Bruch – der Perfektionist Newey nimmt am Anfang bewusst den Crash in Kauf und tastet sich dann in den Sicherheitsbereich zurück. Er liest Reglemente nicht als Katalog von Behinderungen, sondern als kreative Bauanleitung. Nächstes Jahr steht der Formel 1 mit dem Wechsel von den bisherigen 2,4-Liter-V8-Motoren auf den 1,6-Liter-Turbo-Antriebe ein technologischer Quantensprung bevor. Für Newey – und Red

Bulls Motorenlieferanten Renault – nochmals eine grosse Herausforderung.

Newey sagt, dass er sich keinen besseren Fahrer als Vettel vorstellen könne. Vettel ist ein Tüftler wie er, die beiden diskutieren nach den Rennen stundenlang über Fehler und Verbesserungsmöglichkeiten. Vettel sass schon mit dreieinhalb Jahren in einem Kart, er ist mit der Geschwindigkeit aufgewachsen und kennt keine Angst. Ihm fehlt, wie seinem Mastermind Newey, jeglicher Glamour, er wohnt zurückgezogen in einer umgebauten Mühle im thurgauischen 145-Seelen-Dorf Ellighausen. Er hat nicht einmal einen Manager, sondern verhandelt alles Geschäftliche selber, und Facebook und Twitter sind für ihn Fremdwörter. Die gummschleifenden Siegespirouetten mit seiner «Hungry Heidi», wie er den RB9 nennt, waren seine grössten Gefühlsausbrüche.

Adrian Newey wuchs in Stratford-upon-Avon auf, der Stadt Shakespeares, und flog mit sechzehn von der Repton Public School. Er hatte an einem Schülerfest als Discjockey den Sound so laut aufgedreht, dass die Fensterscheiben des musealen Schulgebäudes aus dem 11. Jahrhundert zersprangen. Schon mit 22 Jahren machte er einen hervorragenden Abschluss in Aeronautik und Astronautik an der Universität Southampton. Er baute dann das Chassis für Siegerautos in der amerikanischen Cart-Serie und avancierte in den neunziger

Jahren bei Williams zum erfolgreichen Konstrukteur und Renningenieur der Weltmeister Nigel Mansell, Alain Prost, Damon Hill und Jacques Villeneuve. Bis jener schwärzeste Schatten am 1. Mai 1994 auf Imola fiel, als der talentierteste Fahrer jener Zeit, der Brasilianer Ayrton Senna, in der Tamburello-Kurve vor den Augen von Millionen Fernsehzuschauern sein Leben verlor in einem Wrack von Newey.



Ohne Angst: Red-Bull-Fahrer Vettel.

Auch eine gerichtliche Untersuchung vermochte die Ursache des Todessturzes nicht aufzuhellen, als Erklärung verblieb eine fatale Verkettung eines Fahrfehlers, womöglich auch eines Reifendefekts (das ist Neweys These), mit einem tatsächlich nachgewiesenen Bruch der Lenksäule an einer Schweissnaht und der mortal Verletzung durch ein Metallteil der ge-

brochenen Radaufhängung, das sich durch den Sturzhelm in Sennas Gehirn bohrte.

Newey bekannte siebzehn Jahre später erstmals, wie sehr ihn dieses Trauma immer noch belastete, wie er wochenlang unter Schock stand, wie er die Haare verlor, dass er sich die Videoaufnahmen niemals ansehen könne. Das Gericht in Bologna sprach Newey von jeder Schuld frei, das Verfahren gegen Teamchef Patrick Head wurde wegen Verjährung eingestellt.

Vom Asphalt aufs Wasser?

1997 wechselte Newey zu McLaren und verhalf Mika Häkkinen zu zwei Weltmeistertiteln. In den nachfolgenden Jahren der zermürenden Dominanz von Schumacher und Ferrari verblasste sein Stern, und das 10-Millionen-Dollar-Angebot des Red-Bull-Patrons Dietrich Mateschitz erlöste ihn 2006 aus einer Dauerfehde mit seinem Chef Ron Dennis bei McLaren. Newey arbeitet im Red-Bull-Werk in Milton Keynes bei London und lebt mit Frau und vier Töchtern im ländlichen Ascot. Am Widerstand der Familie scheiterten heftige Abwerbeversuche von Ferrari. Sein Vertrag mit Red Bull läuft noch bis 2015. In letzter Zeit wurde er öfter mit Sir Ben Ainslie gesehen, dem berühmtesten Segler Britanniens und vierfachen Olympiasieger, und das Gerücht kam auf, Newey könnte vom Asphalt aufs Wasser wechseln und Schiffe zeichnen für den America's Cup. ○

INTERACTIVE
FRIENDS

wir verstehen.

AGENTUR FÜR
INTERNET, MOBILE & MARKETING

interactive friends ag
info@interactivefriends.ch
www.interactivefriends.ch

Pestalozzistrasse 11
CH-9400 Rorschach
T +41 (0)71 577 35 00

Industriestrasse 46
CH-8152 Glattbrugg
T +41 (0)44 533 35 00

«Wir müssten viel mehr streiten»

Die Schweizer Drehbuchautorin Güzin Kar gehört zu den auffälligsten und besten Schriftstellerinnen ihrer Generation. Ihr jüngster Film «Achtung, fertig, WK!» begeistert das Publikum. Warum gelingt ihr, woran so viele Frauen scheitern: fundierter Humor und echte Komik? *Von Alex Baur und Rico Bandle*

Hat Ihnen Bundesrat Ueli Maurer schon ein Dankeschön zukommen lassen für Ihr Drehbuch zum Film «Achtung, fertig, WK!» – einen Blumenstraus oder wenigstens eine Schachtel Pralinen?

Um Himmels willen, warum sollte er?

Wir hatten den Eindruck – bei allem Witz und Klamauk –, dass der Film eigentlich eine einzigartige Werbung ist für die Armee. Der Film nimmt das Militär zwar aufs Korn, aber auf eine derart liebevolle Weise, dass jeder Ausgemusterte oder Dienstverweigerer das Gefühl bekommt, er habe etwas verpasst im Leben.

Wenn das so ist, sollte ich die Pralinen doch noch einfordern. Oder besser eine Panzerladung Chips, da ich die lieber mag als Süsses.

Es heisst, dass Sie für den Film seitens des Eidgenössischen Verteidigungsdepartements (VBS) keine Unterstützung bekommen haben?

Das ist so. Dabei ging es nicht einmal um finanzielle Unterstützung, sondern um Infrastruktur, Requisiten und Fahrzeuge. Die Befürchtung des VBS war, dass im Film die Armee lächerlich gemacht würde. Nur gibt es wenig Komisches als eine Drehbuchbesprechung mit der Armeeführung. Ich hätte ein Making-of drehen sollen.

Was waren die grössten Einwände?

Der Begriff «Terrorist» sollte keinesfalls im Film vorkommen. Man schlug deshalb vor, dass die Soldaten am Ende des Filmes keine Antiterrorübung absolvieren, sondern einem Bauern helfen sollten, dessen Kuh zu retten, die im Schlamm feststeckt.

Wie sind Sie trotzdem zum Panzer und zu den Uniformen gekommen?

Ich vermute, die Produzenten Lukas Hobi und Reto Schärli haben nächstens verummumt ein Armeelager geplündert. Den Panzer mussten wir mieten. Wir hatten aber auch sonst sehr wenig öffentliches Fördergeld zur Verfügung. «Achtung, fertig, WK!» ist ein Low-Budget-Film.

Dafür wirkt der Film in militärischen Belangen, zumindest auf den Laien, aber erstaunlich echt. Wir nehmen einmal an, dass Sie keinen Militärdienst geleistet haben. Wo haben Sie das Wissen her?

Ich war zusammen mit Regisseur Oliver Rihs mehrere Tage auf Recherche in der Kaserne Aarau und im Welschland. Die Verantwortlichen des Militärs waren sehr

zuvorkommend und hilfsbereit. Wir durften sogar einer Kampfabübung mit Panzern beiwohnen. Das war eindrücklich.

Haben sich bei Ihren Armeebesuchen auch realsatirische Szenen ergeben, die Sie in den Film einbauen konnten?

Nein, das nicht. Die Geschichte stand weitgehend. Bei den Feldforschungen ging es nur noch darum, mit dem Ambiente vertraut zu werden. Die Armee ist ja nur das Setting des Films, im Zentrum stehen die Geschichten von jungen Menschen, die wir im WK zusammenbringen. Zumal es im Militärdienst in Wirklichkeit nicht immer so irrezu- und hergeht wie im Film. Zum Glück.

Was unsere These bestätigt: Die Armee kommt besser weg, als sie wirklich ist.

Lustiger auf jeden Fall. Bei meinen Recherchen habe ich festgestellt, dass zwar viele Männer von Erlebnissen und Streichen aus dem Dienst schwärmen, doch wenn man genauer nachfragt, sind die Anekdoten eher banal bis langweilig. Der Dienst dauert ja auch nicht neunzig Minuten, sondern etwas

«Der Begriff «Terrorist» sollte keinesfalls im Film vorkommen.»

länger als ein Film, und da gibt's zwischendurch auch etwas langweiligere Phasen.

Die über 100 000 Zuschauer, die dem Film einen traumhaften Start bescherten, wussten das sicher zu schätzen. Und trotzdem, der Film ist mehr als nur Klamauk. Er trifft den Zeitgeist. Da kommen junge Menschen verschiedenster Herkunft zusammen, währschafte Landeier, urbane Feingeister, ein Schwarzer, ein Hygiene-Freak – so, wie sich die Gesellschaft heute zusammensetzt. Dabei wirkt die Verschiedenheit dieser Akteure völlig selbstverständlich und natürlich. *Kurlig* und *aussergewöhnlich* sind lediglich die Geschichten, die sich zwischen ihnen zutragen.

Schön, dass Sie das auch so sehen. Wir wollten das Potpourri der Schweiz zeigen, so wie es ist und eigentlich ganz gut funktioniert. Wir haben zum Beispiel einen schwarzen Soldaten im Film, einfach weil der Schauspieler Pueta Foscky im Casting überzeugte. Und der ist nun mal schwarz. Aber im Film ist er es ohne jede Erklärung für seine Herkunft. Wir nutzten den Vorteil, dass es in der

Armee ja eh nur Schweizer gibt – jede weitere Erklärung ist überflüssig.

Na ja – der Schwarze wird wegen seiner Hautfarbe auch mal auf die Schippe genommen, und er prahlt, mit einem besonders potenten Geschlechtsteil ausgestattet worden zu sein.

(*Lacht*) Das ist nicht typisch schwarz, sondern typisch männlich. Aber in unserem Film steht jede Rolle für sich selber und nicht für eine Volksgruppe.

Sehen Sie – selber eine Seconda mit Migrationshintergrund – das für sich auch so?

Wie haben Sie das nur herausgefunden? Im Ernst, es ist doch eine filmische Unsitte: Wenn ein Schwarzer oder nur schon ein Dunkelweisser auftritt, muss er anhand seiner Geschichte erklärt und problematisiert werden, oder er stirbt in den ersten fünf Minuten. Aber eine ganz normale Existenzberechtigung hat er nicht. Dass er bei uns genau das hat, ist ein kleiner, aber wichtiger Beitrag gegen diese rassistische Tendenz in Filmen, leider auch in Schweizer Filmen.

Nicht gerade typisch für den Schweizer Film sind auch ein paar abgründige Szenen mit rabenschwarzem Humor, wie man ihn sonst eher aus dem angelsächsischen Kino kennt. Da wird unser Held etwa zusammen mit seinem Widersacher auf der grünen Alp gekreuzigt, und ein anderer Protagonist treibt es mit einem Poulet. Waren das Ihre Ideen?

Der Film ist ein Gemeinschaftswerk von vielen Vätern und Müttern, das über zwei Jahre entstanden ist und bei dem viele ihre Ideen auf irgendeine Weise eingebracht haben. Die Idee mit dem Kreuz war von Anfang an da. Dass es am Ende zwei waren, die ans Kreuz gefesselt wurden, entwickelte sich später daraus. Für mich stellte sich dabei weniger die Frage, wie weit man moralisch gehen darf – sondern mehr wie weit man gehen kann und muss, um die Story voranzutreiben. Eine Szene, die ausserhalb der Filmlogik spielt, gehört nicht in den Film, egal wie lustig sie ist.

Dem Publikum gefällt der Film offenbar, die Reaktionen aus der Filmbranche dagegen sind eher verhalten, die NZZ am Sonntag bezeichnete ihn gar als «infantil». Publikumserfolge werden von Ihren Kollegen und den Kritikern stets mit einem leichten Nasenrümpfen begutachtet – was steckt hinter dieser Ablehnung? >>>



«Das *positive Denken* finde ich grauenvoll»: Autorin Güzin Kar.

Jeder darf den Film so finden, wie er will, und auch so darüber schreiben. Sonst wäre die Kritik keine Kritik. Das Feedback aus der Filmbranche ist allerdings widersprüchlich. Während vor allem jüngere Kollegen sich mit uns freuen, schicken mir ältere – übrigens ausschliesslich männliche Kollegen – Mahn- und auch mal Schimpfbriefe. Neid spielt sicher auch eine Rolle, aber nicht mal unbedingt Neid auf den Erfolg, sondern darauf, dass ich mir die Freiheit herausnehme, etwas zu machen, was scheinbar nicht zu mir passt. Die Filmbranche ist sehr viel härter geworden, und da achtet man sehr aufs eigene Image, um die kommenden Projekte nicht zu gefährden. Wussten Sie, dass hinter einigen Rosamunde-Pilcher-Filmen und erfolgreichen TV-Komödien Autoren und Regisseure stecken, die als hochpolitisch und intellektuell gelten? Man versteckt sich lieber hinter einem Pseudonym, um die eigene Marke zu schützen. Ich finde das so verlogen wie Politiker, die Sittenstrenge predigen und heimlich ins Bordell gehen.

Vielleicht liegt die Komödie in Ihrem Naturell – Sie sind einfach eine unverbesserbare Optimistin.

Überhaupt nicht, allerdings auch keine Pessimistin. Beides wäre für mich Flucht vor der Realität. Das «positive Denken» finde ich grauenvoll. Aber auch diese Gelassenheitsfanatiker, denen ich überall begegne: Sie sehen alles so gleichmütig und entspannt, aber nur bis ein falsches Wort sie selber trifft. Dann gehen sie an die Decke. Ich finde, wir müssten viel mehr miteinander streiten. Eine vitale Streitkultur im Sinne von Debattierlust fehlt bei uns. Es gibt fast nur noch Ignoranz oder Beleidigung.

Streit und Versöhnung, das ist der Stoff, aus dem Komödien entstehen.

Sicher, die Komödie liegt mir. Aber ebenso gerne schaue ich mir einen Psychothriller an, das höchste aller Filmgenres; nur beherrsche ich es leider nicht. Nirgends wird das vertrackte Verhältnis zwischen Mann und Frau präziser beschrieben als etwa in «Heat». Oder «Das Schweigen der Lämmer» – ein Meisterwerk. Vordergründig handelt es sich um einen Thriller, doch eigentlich geht es um die Frage, wie nahe man an den «Feind» herangehen darf, ohne von ihm gefressen zu werden. Es ist die perfekte Analogie zur Paarbeziehung. Nach einem solchen Thriller kann ich übrigens immer entspannt schlafen.

Eines fällt allerdings auf: Sie machen sich in Ihrem aktuellen Film vor allem über Männer lustig.

Das hat ganz einfach damit zu tun, dass es in der Armee vor allem Männer gibt.

Güzin Kar

Die Autorin und Regisseurin Güzin Kar kam als Fünfjährige mit ihren Eltern aus der Türkei in die Schweiz. Sie studierte an der Filmakademie Baden-Württemberg. Heute lebt sie in Zürich. Zu ihren grössten Erfolgen gehört der deutsche Spielfilm «Die wilden Hühner», Kar verfasste dazu das Drehbuch. Für ihren ersten Kinofilm, «Fliegende Fische müssen ins Meer» – sie schrieb das Drehbuch und führte Regie –, gewann sie am Filmfestival Max Ophüls Preis 2011 den Preis des saarländischen Ministerpräsidenten. Lange Zeit war sie Kolumnistin für die *Weltwoche* («Gender Studies», später «Moderne Liebe» genannt). Darauf basierend erschien 2006 ihr erstes Buch, «Ich dich auch», das wochenlang auf Platz eins der Schweizer Bestsellerliste stand. Zuletzt schrieb Kar das Drehbuch zur erfolgreichen Militärkomödie «Achtung, fertig, WK!», die bislang über 160 000 Zuschauer in die Kinos lockte.

So einfach kommen Sie bei dieser Frage nicht davon. Ist es heute nicht einfach ein Tabu, auch Frauen in ihrer Frauenrolle so richtig auf die Schippe zu nehmen?

Filme wie «Bridesmaids» oder «Bridget Jones» tun doch genau das. Zudem gibt es

«Vielleicht muss ich mal einen Film über mich selber drehen.»

hervorragende Komödiantinnen wie Roseanne Barr und Goldie Hawn, die sich auch über ihr eigenes Aussehen mokieren.

Barr und Hawn stehen nicht gerade für den Schweizer Film.

Möglicherweise sind wir im deutschsprachigen Bereich in diesem Punkt wirklich etwas verklemmt. Vielleicht muss ich mal einen Film über mich selber drehen.

In Ihren Kolumnen und Essays haben Sie die Schweizer Männer immer wieder mal als dauergehemmte Wesen verspottet. Wenn eine schöne Frau auftaucht, gehen die Männer gleich in Deckung, weil sie Angst haben, etwas falsch zu machen oder gar wegen sexueller Belästigung vor dem Kadi zu landen.

Sie sprechen von einem satirischen Text über den Schweizer Mann, den ich vor Jahren schrieb. Seien wir ehrlich: Niemand trauert den Zeiten nach, in denen die Chefs mit ihren Sekretärinnen umspringen konnten, wie sie wollten. Jetzt hat das Pendel halt etwas auf die andere Seite ausgeschlagen. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern

war schon immer unsicheres Terrain und wird es noch lange bleiben, aber das macht es ja auch so spannend.

Junge Männer erzählen, dass sie vor den komplizierten Frauen ins Bordell flüchten.

Blöd nur, dass es Bordelle schon etwas länger als den Feminismus gibt. Womit haben sich die Jungs denn vor 5000 Jahren rausgeredet? Vielleicht mit den allzu starken Mammuts, von deren Jagd sie sich in den Armen einer Nutte erholen mussten? Das ganze Leben ist ein komplizierter Kampf, nicht nur für Männer, und am Ende verlieren wir alle.

Das haben Sie nett formuliert – unser Filmheld Alex wird von einer Soldatin fast vergewaltigt.

Er selber ist zurückhaltend, aber aus gutem Grund, denn er hat eine schwangere Freundin zu Hause, die er nicht betrügen will. Hätte er seine Kollegin hemmungslos angebaggert und mit ihr Sex gehabt, hätte es ihn als Figur zu stark beschädigt. Vor allem in den Augen der Frauen, die bekanntlich die Mehrheit des Publikums stellen und oft entscheiden, welcher Film auf dem Programm steht. Das Gleiche gilt für die Bordellszene, wo Alex mit der Prostituierten «nur reden will». Es war schwierig, hier den richtigen Rank zu finden. Wäre Alex allzu prüde, wäre er auch unglaubwürdig. Seine Kollegen sind da anders, die gehen den Frauen recht forsch an die Wäsche. Das dürfen die auch.

Was wiederum sehr gewagt ist für einen Schweizer Film: Ein vergnüglicher Bordellbesuch ohne jedes schlechte Gewissen – einige Feministen und Feministinnen werden das gar nicht lustig finden.

Ich bin selber Feministin, aber im Drehbuch muss man immer von den Figuren aus denken, selbst wenn diese die eigene Weltanschauung torpedieren. Die Bordellszene hatte ich pannenreicher geschrieben, nicht aus feministischen, sondern aus komödiantischen Gründen. Sei's drum. Meine männlichen Mitstreiter wollten da unbedingt nackte Frauenkörper zelebrieren. Als Frau sage ich: «Wenn ich Titten sehen will, stelle ich mich vor den Spiegel.»

Mit der konservativen Frauenrolle haben Sie tatsächlich wenig am Hut. Kürzlich schrieben Sie eine scharfe Replik in der Weltwoche auf eine Kolumne von Roger Köppel. Man könnte es allerdings auch so sehen: Sie haben gerade den Beleg für Köppels These geliefert, wonach die Frau eine zivilisatorische Wirkung auf den Mann ausübt und ihn auf den richtigen Weg führt.

(Lacht) Es war umgekehrt – er war meine Muse, er lieferte mir die Inspiration, den Steinbruch, aus dem ich meine Gedanken haute. Es ist nun mal so, dass sich die Rollen der Geschlechter verändert haben, das lässt sich nicht mehr rückgängig machen. Es gibt keine Rezepte für ein perfektes Miteinander.

Was am Ende wirklich zählt, ist, wie wir als Individuen miteinander umgehen, das ist schon kompliziert genug. Da finden sich zeitlose und unlösbare Widersprüche – idealer Stoff für Komödien eben.

Am Ende setzt sich bei «Achtung, fertig, WK!» dann doch noch der Macho durch: Unser Held Alex, der als einfühlsamer Schwangerschafts-Yoga-Lehrer eingeführt wurde, befördert seinen Nebenbuhler mit einem Faustschlag ins Out.

Auch die Figur des Nebenbuhlers hatte ich ursprünglich anders konzipiert. So, wie er jetzt im Film ist, gefällt er mir nicht. Und dass man die unsympathischste Figur des Filmes mit einem Deutschen besetzen musste, macht die Sache noch übler. Ich hätte es viel spannender gefunden, wenn der Nebenbuhler kein Trottel wäre, sondern im Gegenteil ein makelloser Typ, der immer alles viel besser kann als unsere Hauptfigur. Das ist doch der absolute Albtraum jedes Mannes: Ich muss für einige Wochen weg, und zu Hause übernimmt eine perfektere Version von mir mein Haus, mein Leben und meine Liebe.

Wir erkennen hier so etwas wie ein Markenzeichen, das sich auch in Ihren früheren Filmen findet: Alle Ihre Figuren haben Fehler und Schwächen, pendeln ständig zwischen der Komik und der Lächerlichkeit, doch bei aller Boshaftigkeit haben selbst die allerbösesten Bösewichte stets noch eine liebenswerte und versöhnliche Seite. Ihre Charaktere sind wie Comicfiguren – ihnen passiert alles Mögliche und Unmögliche, doch am Ende erholen sie sich auf wundersame Weise.



«Potpourri der Schweiz»: Szene aus dem Film.

cherlichkeit, doch bei aller Boshaftigkeit haben selbst die allerbösesten Bösewichte stets noch eine liebenswerte und versöhnliche Seite. Ihre Charaktere sind wie Comicfiguren – ihnen passiert alles Mögliche und Unmögliche, doch am Ende erholen sie sich auf wundersame Weise.

«Dass man die unsympathischste Figur mit einem Deutschen besetzte, macht die Sache übler.»

Es ist kein bewusstes Prinzip, aber da ist schon was dran. Ich möchte keine Zynikerin werden. Zyniker sind für mich gescheiterte Menschen, die sich auf Kosten von Schwächen amüsieren, um sich selber besser darzustellen. Wenn ich mich über andere lustig mache, denke ich immer, dass mir dasselbe auch passieren könnte, denn ich bin keinen Deut besser – so geht die Sache wieder auf.

Der Vorläufer «Achtung, fertig, Charlie!» über die Rekrutenschule gehörte zu den erfolgreichsten Schweizer Filmen aller Zeiten, «Achtung, fertig, WK!» ist auf dem besten Weg dazu – wann ist die dritte Folge im Stil von «Achtung, fertig, Landsturm!» zu erwarten?

Keine Ahnung – wurde das Thema nicht schon abgehandelt?

Doch, in «Beresina», den wir aber nicht so lustig fanden.

Ich auch nicht, kann mich aber nur noch schlecht daran erinnern. Vielleicht müsste ich «Beresina» wieder mal anschauen. Aus der Distanz sieht vieles ganz anders aus.

Können Sie uns zum Abschluss noch drei Komödien nennen, die Sie uns empfehlen für einen vergnüglichen Abend unter Freunden?

«Muriel's Wedding» mit der göttlichen Toni Collette, «Looking for Eric» von Ken Loach über einen depressiven Briefträger mit Ex-Fussballstar Eric Cantona in einer Nebenrolle und «Schtonk!» von Helmut Dietl über die gefälschten Hitler-Tagebücher. ○

FM 93.6 **RADIO 10** DIE WELTWOCHEN

ROGER GEGEN ROGER

ON TOUR

ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM MASCOTTE, THEATERSTRASSE 10 IN ZÜRICH

2. DEZEMBER 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17:00 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

mascotte
DESIGNER · ZÜRICH



Poesielos wie das Leben: Bild des deutschen Modefotografen Kristian Schuller.

Der Schaum vom Traum

Von Daniele Muscionico

Was ist denn das nun? Eine Achat-Eule, ein Aurorafalter? Ein dreibindiger Wellenstriemenspanner, ein Esparsetten-Widderchen? Oder vielleicht ein Landkärtchen, ein Zimtbär, ein Mondvogel, ein Pappel-Jungfernkind? Ein Rosen-Flechtenbärchen, ein Schlehen-Federgeistchen? Oder schlicht und ergreifend eine Tastermotte?

Denn ein europäischer Schmetterling ist ganz entschieden, was hier von einem Schmetterlingsjäger die Fliege macht. Doch unromantisch und poesielos wie das Leben ist dieses Fabelwesen hier: Neele, eine Dresdnerin und Mitglied der grossen Lepidoptera-Familie von Heidi Klum.

Neele Hehemann, Studentin der Architektur, hatte einen Traum, sie wollte Germany's next Topmodel werden. Sie wollte das 2010, mit 23 000 anderen deutschen Mädchen, die alle schon mit High Heels geboren worden waren. Neele wurde schliesslich Vierte, und was sie heute will, kann man auf ihrem Blog nachlesen – etwa, dass sie neulich in der Jury für das «Wiesn-Dirndl» 2013 sass.

Für die neue Staffel von «Germany's Next Topmodel» 2014 laufen die Dreharbeiten bereits auf hohen Touren. Und wieso nicht? Ein Sender sucht Fleisch. Die Show ist ein Quotenbringer und Handlungsanleitung zur Magersucht. Und einer, ein Juror der schönen, neuen, schaurigen Pseudomodelwelt, sagte Kandidatin Neele Hehemann damals vor laufender Kamera etwas Unerwartetes. Der Modefotograf Kristian Schuller riet: «Wichtig ist vor allem auch Intelligenz.»

Wofür, das sagte er nicht. Und Schuller hatte seinen Ratschlag wohl auch eher auf sich bezogen. Denn ohne Intelligenz lässt sich ein Bild wie dieses nicht herstellen. Ein Cadillac-Friedhof irgendwo in der Wüste und Neele als Butterfliege. Schuller hat es während der Drehpausen zur Sendung realisiert, unterwegs zu den schönsten Orten der Welt mit sämtlichen Kandidatinnen. Das Ergebnis, ein Buch, botanisiert den Schaum vom Traum bis heute: ein Roadmovie, wie von Fellini ausgedacht und von einem Zirkusdirektor inszeniert.

Schuller ist ein Crack, im Theater geeicht, von Vivienne Westwood geschult, sein Vater war Regisseur, er arbeitet für diverse Modemagazine und hat Penélope Cruz als Testimonial im Campari-Kalender 2013 glaubhaft verkauft. – Manche Schmetterlinge sind zu schön, um wahr zu sein. Schullers Buch ist der Glaskasten, in dem sie so sind, wie sie immer sein wollten. Eine Fantasie.

Kristian Schuller: 90 Days One Dream. Viermament-Verlag. Ausstellung im Atelier Jungwirth, Graz, vom 26. 11. 2013 bis 1. 3. 2014



Bestseller

Belletristik

- 1 (-) **Jonas Jonasson**: Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 2 (4) **Jo Nesbø**: Koma (*Ullstein*)
- 3 (6) **Blanca Imboden**: Drei Frauen im Schnee (*Wörterseh*)
- 4 (2) **Khaled Hosseini**: Traumsammler (*S. Fischer*)
- 5 (1) **Henning Mankell**: Mord im Herbst (*Zsolnay*)
- 6 (3) **Elizabeth George**: Nur eine böse Tat (*Goldmann*)
- 7 (8) **Jussi Adler-Olsen**: Erwartung – Der Marco-Effekt (*DTV*)
- 8 (7) **Cecelia Ahern**: Die Liebe ... (*Fischer Krüger*)
- 9 (9) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 10 (-) **John Williams**: Stoner (*DTV*)

Sachbücher

- 1 (1) **Verena Wermuth**: Wiedersehen mit Scheich Khalid (*Weltbild*)
- 2 (3) **Guinness World Records**: 2014 (*Bibliographisches Institut*)
- 3 (2) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic**: Christiane F. ... (*Levante*)
- 4 (-) **Guido Maria Kretschmer**: Anziehungskraft (*Edel*)
- 5 (4) **Malala Yousafzai, Christina Lamb**: Ich bin Malala (*Drömer/Knaur*)
- 6 (6) **Mary C. Neal**: Einmal Himmel und zurück (*Allegria*)
- 7 (7) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland**: Myboshi 3.0 (*Frech*)
- 8 (-) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland**: Myboshi – Mützenmacher (*Frech*)
- 9 (-) **Duden**: Die deutsche Rechtschreibung, 26. Auflage (*Bibliographisches Institut*)
- 10 (-) **Attila Hildmann**: Vegan for Youth. Die Attila-Hildmann-Triät (*Becker-Jöst-Volk*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Kreatives Geld

Dass Künstler irgendwie an Geld kommen wollen, ist nachvollziehbar. Der Dachverband der Schweizer Künstler, Suisseculture, wehrt sich zurzeit gegen die Abschaffung der Leerträgervergütung, einer Steuer auf MP3-Player und leeren CDs, die auch dann anfällt, wenn man gar kein urheberrechtlich geschütztes Material kopiert. Der Autorenverband AdS wiederum kämpft für die Einführung einer neuen Abgabe, die fällig wird, wenn Bücher ausgeliehen werden. «Diese Entschädigung soll weder die Bibliotheksbudgets noch die Leserinnen und Leser belasten», heisst es in einer Mitteilung. Woher das Geld kommen soll, wenn niemand bezahlen muss, will der Verband erst in ein paar Wochen verraten. Wir haben einen Verdacht: Am Ende geht es einfach um eine verkappte Subventionserhöhung. (rb)

Pop

Geschmackvolle Anzüge

Admiral James T. zeigt auf seinem neuen Album, dass er die Kunst beherrscht, Songs zu schreiben, bei denen alles stimmt.

Von Daniela Niederberger

David Langhard ist der bekannteste unbekannteste Musiker der Schweiz. Und vermutlich gibt es kaum einen produktiveren. Seit zwanzig Jahren liefert er unter dem Namen Admiral James T. – nach dem Kommandanten aus «Star Trek» – Album um Album. Musikkritiker loben ihn in den höchsten Tönen. Ein «ausgefuchster Songwriter» sei er und ein «exzellenter Gitarrist», schrieb die NZZ. Er schüttelte Hits aus dem Köcher, welche die Beatles vergessen machen, schrieb der *Bund*. Das Album «Bring me the Head of Gordon Sumner» wurde DRS-3-Album des Jahres 2005. (Gordon Sumner ist der bürgerliche Name von Sting.)

Man nennt Admiral James T. «das bestgehütete Geheimnis der Schweizer Musikszene». Er könnte, würde er alles daransetzen, schrieb der *Tages-Anzeiger*, zu den Grossen des Landes gehören. Und doch ist der Winterthurer mit den Koteletten und der Schmalztolle in der Öffentlichkeit kaum bekannt. Auf seiner Website steht: «Den Durchbruch hat er nie erreicht, dafür trägt er seit eh und je geschmackvolle Anzüge.»

Warum? «Vielleicht interessiert es mich zu wenig», sagt David Langhard. Das sei die erste Platte, für die er «es bitzli Promo» mache. «Ich will nicht weibeln.» Er sehe, wie viel Energie andere Musiker in Radioterminen und Interviews steckten. «Mir geht es um die Musik. Wie sie ankommt, kann ich nicht kontrollie-

ren.» Oder hat er Angst vor dem, was Bekanntheit mit sich bringt? Angst sei übertrieben, sagt er. «Es gurkt mich schnell an.» Etwa wenn er in einer Musiksendung sitze und merke, es gehe gar nicht um Musik, sondern darum, «eine flippige Sendung zu machen». Wer Gast sei, sei egal, «es könnte Adrian Stern dasitzen». Ausserdem «gehöre ich keiner Szene an».

300 Lieblings-Teddys

Seine Musik lässt sich nicht schubladisieren: Man hört Fünfziger-Jahre-Rock-'n'-Roll, Beat, Siebziger-Jahre-Rock, Britpop etcetera heraus. Langhard nennt sich «inkarnierte Pop-Enzyklopädie». Er betreibt sein eigenes Tonstudio. Auf seinen Alben spielt er als Einmann-Kapelle alle Instrumente selber, Schlagzeug, Keyboard, Gitarre (er besitzt zwanzig Stück) oder seit neuestem Trompete. («Ich töne wie ein besoffener Mexikaner.»)

Fürs neue Album gestaltete er das Cover selber, schoss das Pressefoto mit Selbstausröser und filmte das Video. Darin kommt sein Lieblings-Teddy vor, einer von 300.

Die neue Platte «8341735» – die *Basler Zeitung* sieht sie als Anwärter für das Album des Jahres – ist persönlicher als seine früheren Alben. Es geht um die Selbstzweifel eines Künstlers, der den Kopf voller Ideen hat und das Gefühl zu scheitern. Das erste Stück, «I Am the Sea», elektrisiert von der ersten Zeile weg, es ist dunkel und repetitiv. Es hat etwas Omnipotentes («I am the rain, I am the river, I am the sea»), dazu passt die wuchtige Gitarre, die beim Refrain einsetzt.

«Empty Purse, Broken Heart» besingt auf heitere, bittersüsse Weise das Los des mittellosen Musikers. «Boy You Gotta Get Out There» klingt wie ein Befehl an sich selber. Früher zitierte Admiral James T. oft, diesmal nur einmal. In «Start All Over Again» hört er sich an wie David Bowie in «Space Oddity». Der Song handelt von einem, der sich verrannt hat. In «It's Time to Move Along» zählt er mit monotoner Stimme, die an Leonard Cohen erinnert, auf, was er alles ändern muss. «Somebody's Constantly Eating My Brain» ist ein wunderbarer Folksong. Andere Stücke sind orchestral, mit Streichern und Trompeten. Admiral James T. hat ein Gespür für Melodien und den richtigen Schluss.

Er weiss, wie man den perfekten Popsong schreibt.

Admiral James T.: 8341735. Vertrieb Irascible
Konzerte: 22.11. Helsinki-Klub, Zürich;
28.11. Rössli, Bern



«Ich will nicht weibeln»: Admiral James T.

Zocker im Himmelreich

Für das teuerste Kunstwerk aller Zeiten blättert ein Käufer 142 Millionen Dollar hin. Ist es das wert? Von Daniele Muscionico

Früher ging der Mensch zur Kirche. Er wandte seinen Blick nach oben und bezahlte dem Kirchenfürsten einen Obolus gegen das Versprechen seines Weiterlebens nach dem Tod. Heute kauft man beim Kunstfürsten ein. Denn der Kunstmarkt kann beides: Er verspricht dem Investor himelfahrende Aktienkurven, die Aktie des Auktionshauses Sotheby's etwa (plus 40 Prozent seit Jahresanfang) entspricht der Wertentwicklung eines Spitzengemäldes – Unsummen an Gewinn im Hier und Jetzt. Doch gegen Geld verkauft der Kunstmarkt auch eine bessere, ideelle Welt und spirituelle Erfahrung. Er veredelt den russischen Oligarchen, er überstrahlt den chinesischen Monopolisten mit einer Aura des Religiösen, wenn dieser Millionen in eine «Wandaktie» investiert, von der kein Mensch weiss, was sie tatsächlich wert ist. «Ich glaube an Kunst, also bin ich.» Egal was, doch sicher ein religiöser Mensch. Kunst erlöst den Kapitalisten vom Bocksfuss der Materie.

Genau das kann der anonyme Bieter für sich beanspruchen, der letzte Woche beim Auktionshaus Christie's in New York einen neuen Weltrekord für das teuerste Bild etabliert hat. Er sicherte sich ein Triptychon des irischen Malers Francis Bacon (1909–1992) für 142,4 Millionen US-Dollar. «Three Studies of Lucian Freud», gemalt im Jahr 1969, entthronte damit den im Jahr 2012 für 120 Millionen verkauften «Schrei» von Edvard Munch. Francis Bacons verschachteltes Bild, für das der dreizehn Jahre jüngere Lucian Freud Modell sass – Sigmund Freuds Enkel und selbst ein grosser Maler –, ist 142,4 Millionen wert, weil jemand 142,4 Millionen dafür bezahlt hat. Der Wert eines Kunstwerks, seit je ein Produkt von Fantasie und Kalkül, wird heute im Auktionssaal gemacht.

Die Qualität von Bacon ist irrelevant

Seit einigen Tagen gilt Francis Bacon als teuerster Maler der Welt. Aber ist er auch der wichtigste? Die Antwort lautet: Die Kunstgeschichte weiss auch heute noch nicht so recht zu sagen, welche Rolle der Maler-einzelgänger für die nachfolgende Künstlergeneration gespielt haben soll. Dennoch platziert der Auktionshandel Bacon jetzt vor van Gogh, Picasso oder Munch. So entstehen Spekulationsblasen.

Die Qualität von Bacon ist irrelevant. Relevant ist die Frage, wieso wir zetern und jammern, wenn mit Kunst gehandelt wird wie mit einem x-beliebigen anderen Gut. Denn wird mit



Bacons «Three Studies of Lucian Freud» (hinten).

Rohstoffen und Derivaten täglich nicht ein Vielfaches verspekuliert? Und jedes Kind weiss, dass sich amerikanische Immobilienmagnaten damit ihre Apartments an der Upper East Side sichern.

Die völlig absurden Preise für Kunst richten sich nach dem Immobilienmarkt, sagen Experten. Seit Jahren wird in der Auktionsbranche für ein grosses Kunstwerk des 20. Jahrhunderts stets jene Summe bezahlt, die auch eine Topimmobilie in New York kostet. Deshalb dauert die Regentschaft als teuerstes Kunstwerk der Welt oft kein halbes Jahr, doch sie setzt Wertmassstäbe für die nachfolgenden Kultbilder, die auf den Markt gelangen.

Insgesamt gigantische 1,25 Milliarden Dollar setzten in der letzten Woche Sotheby's und Christie's in New York mit zeitgenössischer Kunst um. So viel Geld wie nie zuvor drängt in den Kunsthandel. Es ist einerseits «Fluchtkapital», das seit den 1980er Jahren über Finanzmarktkrisen in den Markt gespült wird, und andererseits stammt es von den neuen Gigamärkten im Fernen Osten, arabischen Raum und in Russland. Der Kunstmarkt ist ein Himmelreich für Zocker und ein Tummelplatz für weltlichen Ablasshandel geworden. Das 200-Millionen-Baby ist nur noch eine Frage der Zeit.

Ausstellung «Lucian Freud» im Kunsthistorischen Museum Wien, bis 6. 1. 2014

Auf der Suche nach dem verlorenen Ländler

Von Peter Rüedi

Das die Schweizer Improvisatoren (verkürzt und vereinfacht gesagt: «die Jazzer») die alpine Volksmusik entdeckt haben, ist eine Mitteilung mit wenig Neuigkeitswert. Die «neue Volksmusik» ist geradezu ein Trend, dem sich, in sinnvoller Erweiterung auf den Alpenraum, seit sieben Jahren schon ein ganzes schönes Festival widmet (die Altdorfer «Alpentöne»). Der Akkordeonist Hans Hassler ist bei diesem Crossover der Szenen und Musiken eine zentrale Figur – und doch eine grosse Ausnahme (die *Weltwoche* widmete ihm diesen Sommer ein ausführliches Porträt: Nr. 30/31 vom 25. 7. 2013).

Im Unterschied zu den allermeisten Improvisatoren in diesem Zusammenhang kam Hassler nicht vom Jazz auf die Volksmusik, sondern eher umgekehrt von der Volksmusik auf den Jazz. Das heisst, der Bündner Ländler war die Musik seines Vaters und damit auch die seiner Jugend, und wenn er sich als gestandenes Mannsbild mit ihm beschäftigt, dann ist das nicht die Begegnung mit einem Exotikum vor der eigenen Haustüre, sondern die mit seiner eigenen Herkunft und einem Stück persönlicher Geschichte. Natürlich hat die auch für ihn ihre Selbstverständlichkeit verloren, hat auch Hassler sich von ihr verabschiedet (wie wir alle uns einmal von unserer Kindheit verabschiedet). Aber gerade deshalb gründet seine Hommage an ein paar grosse Musiker des Bündner Ländlers auf mehr als historischem musikologischem Interesse.

Es geht dabei um Hassler selbst, um das, was er war und was er ist. Und um die Distanz dazwischen. Die Kompositionen von Paul Kolleger, Hans Fischer, Luzi Brüesch oder Kasi Geisser werden in seinen Interpretationen – und denen seiner inspirierten Partner Gebhard Ullmann (bcl), Jürgen Kupke (cl) und Beat Föllmi (perc) – mal sehr nah am Original gespielt, mal bis zur Unkenntlichkeit verfremdet. Aber sie werden nie parodiert. Aus sechzehn Stücken wird in einem grossen Bogen eine Art *recherche d'une musique perdue*, insgesamt ernster gemeint, als die humorvollen Titel vermuten lassen. Die sind meist von Hassler. Der «Brantenweirauschwalzer» heisst aber schon in Altmeister Kollegers Original so.



Hassler. Intakt CD 212
(Die *liner notes*, sei im Sinn der
Transparenz vermerkt, stammen
von diesem Kolumnisten.)

Der Mensch ist, wozu ihn die Regierung macht

Vom französischen Aufklärer Denis Diderot geht eine nachhaltige Faszinationskraft aus. Der grosse Denker lässt uns den traurigen Zustand des heutigen Frankreichs fast vergessen. *Von Adrian Lobe*

«Das ist ein geistvoller Bursche, *plein d'esprit*, aber extrem gefährlich» – so beschrieb ein Polizeidirektor Denis Diderot. Sein erstes Werk, «*Pensées philosophiques*», war ein Affront gegen die Staatsmacht. Per Dekret ordnet das Parlement de Paris, ein Gericht, an, dass das Werk «zerrissen und verbrannt» werden soll. Das Werk «stellt das Gift der kriminellsten und absurdesten Meinungen dar, zu der die Lasterhaftigkeit der menschlichen Rason imstande ist».

Die Geschichte des subversiven und scharfsinnigen Philosophen beginnt in Langres, einem Provinznest in der Haute-Marne. Geboren am 5. Oktober 1713 als Sohn eines wohlhabenden Messerschmieds, besucht Diderot eine Jesuitenschule. Er sollte nach dem Willen des Vaters Priester werden. Mit dreizehn Jahren wird ihm eine Tonsur geschnitten. Doch Diderot ist ein äusserst undisziplinierter Schüler, und mit Religion hat er ohnehin nicht viel am Hut. Sein Vater schickt ihn nach Paris, wo er einen Magister in Kunst erwirbt. Der ehrgeizige Vater vertraut seinen Spross dem Staatsanwalt Clément de Ris an, der ihn zum Anwalt ausbilden soll. Vergebens. Der Filius hat für die Juristerei nichts übrig. Diderot interessiert sich für Philosophie, Sprachen, Mathematik, griechisch-lateinische Literatur. Der Zorn der Familie wächst, als der junge Diderot ohne Vorwarnung Anne-Antoinette Champion, die Tochter seiner Weissnäherin, ehelicht. Er führt ein Bohème-Leben, ohne einen Groschen in der Tasche. Der Junge schlägt sich zunächst als Bleistiftspitzer eines Anwalts durch, hütet Kinder eines Bankiers und verfasst, gewissermassen als prämoderner Ghostwriter, Predigten für Priester. Später schreibt er: «Ich komme in Paris an. Ich sollte meinen Pelzmantel nehmen und mich unter die Doktoren der Sorbonne einreihen. Auf dem Weg treffe ich eine Frau, schön wie ein Engel; ich möchte mit ihr schlafen; ich schlafe mit ihr, ich werde drei Kinder haben; und schon bin ich gezwungen, die Mathematik, die ich so sehr mochte, aufzugeben, Homer und Vergil, die ich immer in einer Tasche trug, das Theater, für das ich einen Gout hatte.» Man merkt dem Dokument die Eile an, mit der es geschrieben wurde.

Er konnte nicht anders

Diderot, der Getriebene. Er konnte nicht anders, als Fakten zusammenzutragen und zu Papier zu bringen. Sein Meisterwerk sollte die «*Encyclopédie*» werden. 17 Bände, 18 000 Seiten, 21 Millionen Wörter. 140 Mitarbeiter, darunter



Einheit von Wissen, Politik und Moral: Philosoph Diderot (1713–1784).

so namhafte Autoren wie Voltaire, Rousseau, d'Holbach und Turgot, trugen zu dem Konvolut bei. Die Enzyklopädie speicherte nicht nur das Wissen ihrer Zeit, sondern transportierte auch das aufrührerische Gedankengut der Aufklärung – und schuf damit den intellektu-

ellen Grundstein der Französischen Revolution. Noch bevor der erste Band erscheinen konnte, wurde Diderot am 22. Juli 1749 per Geheimbefehl (*lettre de cachet*) verhaftet. Man hielt ihn für den Verfasser eines ketzerischen Briefes. Nach 103 Tagen kam er unter der Auflage frei, zeit

seines Lebens kein philosophisches Werk mehr zu veröffentlichen.

Der erste Band der Enzyklopädie wurde am 28. Juni 1751 herausgegeben. Nach dessen Erscheinung bemängelten Hof und Klerus, dass Namen von Königen, Gelehrten und Heiligen fehlten. Der Papst verurteilte das Werk, der Jesuitenorden lief Sturm. Der Staatsrat sprach am 7. Februar 1752 eine «scharfe Missbilligung» aus. Das war faktisch ein Verkaufsverbot, aber keine Rücknahme des Druckprivilegs. Die nächsten sechs Bände erschienen im Jahresrhythmus. Diderot hatte einen wichtigen Fürsprecher für sein Projekt: Chrétien Guillaume de Lamoignon de Malesherbes. Der Zensurminister verwahrte die «gefährlichen» Manuskripte dort, wo sie am sichersten waren: im Büro der Zensurbehörde. Der kollusive Pakt konnte jedoch nicht verhindern, dass das Pariser Parlement ein erneutes Dekret erliess: Am 6. Februar 1759 wurde die Verbreitung der ersten sieben Bände verboten. Der königliche Staatsrat zog am 8. März 1759 nach und widerrief das Druckprivileg – wegen des *esprit voltairien* (heute wäre dies eine Adellung für jeden Liberalen). Diderots Werke mussten auf klandestinem Wege verbreitet werden. Zwischenzeitlich schaffte er es auch, seine Freunde gegen sich aufzubringen. In einer Replik auf einen kritischen Artikel d'Alemberts prangerte Diderot das Theater, das bei den Aufklärern einen hohen Stellenwert genoss, als unnützlich und potenziell unsittlich an. So machte er sich auch Voltaire zum Feind. Seine Bücher wurden auf der Place de Grève, der heutigen Place de l'Hôtel-de-Ville am Rathaus, verbrannt.

«Kühnheit im Geiste»

Die letzten zehn Bände erschienen 1766. An die tausend Drucker und Setzer mussten beschäftigt werden. Die Enzyklopädie war während ihrer gesamten Erscheinungsperiode ein Geheimunternehmen. Diderot notierte später: «Dieses Werk verlangt mehr Kühnheit im Geiste, als man gemeinhin in den verzagten Jahrhunderten an Geschmack hatte. [...] Man muss die alten Infantilitäten mit den Füßen treten; die Barrieren niederreißen, die der Verstand nie aufstellen wird; und (man muss) den Wissenschaften und Künsten die Freiheit zurückgeben, die an ihnen so wertvoll ist.»

Ökonomisch gesehen war die «Encyclopédie» ein Erfolg. Verleger Le Breton erwirtschaftete einen Gewinn von 2,5 Millionen Livre, das entspricht einem heutigen Wert von 30 Millionen Euro. Diderot erhielt für seine zwanzig Jahre andauernde Rechercharbeit 80 000 Livre. Sein wichtigster Mitarbeiter, Louis de Jaucourt (1704–1779), ging dagegen leer aus. Als Diderot 1764 unter dem Stichwort «Sarazener» nachschlug, entdeckte er, dass sein Verleger Le Breton die letzten Bände durchweg zensiert hatte. Polemiken waren herausgeschnitten, Formulierungen verfälscht, ganze Manuskripte ver-

brannt worden. In einem Brief an den Verleger vom 12. November 1764 schrieb er: «Sie haben mich zwei Jahre lang feige betrogen. Sie haben die Arbeit von zwanzig rechtschaffenen Männern zerstört oder durch dummes Vieh zerstören lassen, die Arbeit von Männern, welche Ihnen ihre Zeit, ihre Talente, ihre Nachtwachen umsonst aus Liebe zum Guten und Wahren und in der einzigen Hoffnung geopfert haben, einige wohlverdiente Achtung dafür zu erwerben, deren Ihre Ungerechtigkeit und Ihre Undankbarkeit sie beraubt haben wird.»

Dennoch: Diderot, der gewissenhafte Philosoph, machte weiter, beschriftete noch sieben Jahre lang Kupferstiche und redigierte Texte. Die Enzyklopädie war Diderots intellektuelles Vermächtnis. Der Schöngest mit der Vorliebe für gutes Essen und rundliche Wahrheiten logierte in einem Appartement neben der Sorbonne und verkehrte fortan in den noblen Salons. Er war kein Demokrat, aber das waren Voltaire und d'Alembert auch nicht. Die Enzy-

Zwischenzeitlich schaffte er es auch, seine Freunde gegen sich aufzubringen.

klopädisten vertraten einen aufgeklärten Absolutismus. Diderot hielt Hof bei Katharina II. Die russische Kaiserin protegierte den Aufklärer, der es sich mit Frankreichs Autoritäten verscherzt hatte. Sie schätzte den Scharfsinn des Philosophen. In einem Brief an die Salonnière Marie Thérèse Geoffrin schrieb sie: «Ihr Diderot ist ein aussergewöhnlicher Mensch. [...] Ich war gezwungen, einen Tisch zwischen ihn und mich zu stellen, um mich vor seinen Gestikulierungen zu schützen.»

Auch bei Schwedens König Gustav III. antichambrierte der Aufklärer. Eine Einladung des preussischen Königs Friedrich II. schlug er aus. Er konnte ihn schlicht nicht leiden. Diderot vermochte seine Verachtung in Poesie zu fassen. «Wir tragen dem König von Preussen den schönsten Hass entgegen. Die Philosophen hassen ihn, weil sie ihn als einen Politiker betrachten, ehrgeizig, ohne Glauben; [...] ein Prinz, der alles opfert, sogar das Glück seiner Untertanen, zu seiner gegenwärtigen Macht: der ewige Sprengmeister Europas.»

In der Académie française war Diderot umstritten. Der Mathematiker Leonhard Euler und sein Sohn Johann Albrecht betrachteten ihn als materialistischen Philosophen, der mit dem Atheismus flirtete. Andere sahen in ihm einen Possenreisser und Harlekin. Diderot diente als Mittelsmann zwischen Frankreich und Russland. Dabei legte er jedoch immer Wert auf seine eigene Unabhängigkeit, wollte sich nicht vom Hof instrumentalisieren lassen und vertrat einen politischen Liberalismus. Die Einträge in der «Encyclopédie» sind funkelnde Feuilletons. «Niemand hat das Recht, von ei-

ner anderen Person Besitz zu ergreifen. [...] Die Freiheit ist ein Eigentum der unveräußerlichen Existenz, die sich weder verkaufen noch kaufen lässt, [...] die Menschen gehören nur der Natur an.» Hier blitzen zum ersten Mal die aufklärerischen Gedanken auf. Der Mensch, ein Wesen der Natur, wie es Rousseau sagte.

Das Streben nach dem Besseren

Mit Turgot entwickelt er ein Projekt gesellschaftlicher und sozialer Erneuerung. Das Ziel ist es weniger, dauerhaft das Glück der Gesellschaft herzustellen, als vielmehr die notwendigen Rahmenbedingungen für die Wirtschaft zu schaffen. Diderot war im strengen Sinn ein Wirtschaftsliberaler. Dabei hatte das Streben nach dem Besseren (so wie es später Smith formulierte) oberste Priorität. Diderot differenzierte zwischen gutem und schlechtem Luxus. Letzterer generiere den «Gegeneffekt» des «Geists des Wirtschaftens in einer Nation». Ein Geist, der «dazu neigt, ohne Unterlass die Summe des Kapitals zu erhöhen, das der Geldgeber zu steigern und das der Schuldner zu verringern».

Diderot dachte ganzheitlich. Sein Œuvre berührt die Wissenschaft, die Kunst, die Kultur. Die Enzyklopädie gibt ein Bild des Universums, des Universalen – sie ist die Einheit von Wissen, Politik und Moral. Im Eintrag zur «Encyclopédie» heisst es: «Die physische und humane Welt ist eins.» Für Diderot konnte eine Umwälzung der sozialpolitischen Ordnung nur dann stattfinden, wenn es zu einem tiefgreifenden Wandel der Lebens- und Konsumformen kommen würde. Auch in der Hierarchie der Gefälligkeiten, der *plaisirs*. Er schrieb: «Die guten Sitten entstehen durch gute Gesetze. Die Menschen sind das, wozu die Regierung sie macht. Die Nationen Europas haben nur dann gute Sitten, wenn sie auch gute Regierungen haben.» Heute nennt man dies *good governance*. Es hat Eingang in das Weissbuch zur Entwicklungspolitik gefunden.

Jacques Attali, einst Regierungsberater unter Präsident Nicolas Sarkozy, hob zu einer Hommage auf Diderot an. «Wir verdanken ihm viel. Er hat vor allen anderen die Menschenrechte, die Einzigartigkeit des Menschen und die Globalisierung erdacht.» Anlässlich des 300. Geburtstages wird darüber diskutiert, Diderots sterbliche Überreste – er wurde nach seinem Ableben verbrannt – ins Pantheon nach Paris zu überführen. Es wäre eine späte, aber würdige Versöhnung mit dem französischen Staat.

Zum 300. Geburtstag Diderots gedenkt die Stadt Langres ihres berühmtesten Sohns in einer Veranstaltungsreihe. www.diderot2013-langres.fr/

Top 10

Knorrs Liste

1	Captain Phillips Regie: Paul Greengrass	★★★★★
2	The Lunchbox Regie: Ritesh Batra	★★★★★
3	Gravity Regie: Alfonso Cuarón	★★★★★
4	Prisoners Regie: Denis Villeneuve	★★★★★
5	La Vénus à la fourrure Regie: Roman Polanski	★★★★☆
6	Liberace Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
7	About Time Regie: Richard Curtis	★★★☆☆
8	Mary Queen of Scots Regie: Thomas Imbach	★★★☆☆
9	Thor 2: The Dark Kingdom Regie: Alan Taylor	★★★☆☆
10	Achtung, fertig, WK! Regie: Oliver Rihs	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (3)	Fack Ju Göhte Regie: Bora Dagtekin	22 518
2 (1)	Achtung, fertig, WK! Regie: Oliver Rihs	15 931
3 (-)	Escape Plan Regie: Mikael Häfström	12 357
4 (-)	Last Vegas Regie: Jon Turteltaub	11 918
5 (-)	Captain Phillips Regie: Paul Greengrass	11 548
6 (2)	Thor 2: The Dark Kingdom Regie: Alan Taylor	10 840
7 (4)	Don Jon Regie: Joseph Gordon-Levitt	8 676
8 (-)	The Lunchbox Regie: Ritesh Batra	5 916
9 (8)	Cloudy with a Chance of Meatballs 2 Regie: Cody Cameron	3 443
10 (-)	Exit Marrakech Regie: Caroline Link	3 097

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Ich – Einfach unverbesserlich 2 (Universal)
2 (-)	World War Z (Rainbow)
3 (-)	Redemption (Impuls)
4 (2)	Olympus Has Fallen (Ascot Elite)
5 (-)	Ostwind – zusammen sind... (Rainbow)
6 (3)	Taffe Mädels (Fox)
7 (1)	Man of Steel (Warner)
8 (4)	Monsters University (Disney)
9 (5)	Fast & Furious 6 (Universal)
10 (-)	Flughafen Zürich ... (Praesens)

Quelle: Media Control



Schmerzhaft beunruhigend: Jasmine (Cate Blanchett, 2.v.l.) in «Blue Jasmine».

Kino

Parvenü-Krähe aus der Upper Class

Woody Allen ist zurück in den USA und der Spass vorbei. In «Blue Jasmine» stürzt seine Welt der Schönen und Eitlen ins Bodenlose – und Cate Blanchett liefert eine grandiose Tour de Force. Von Wolfram Knorr

Die Frauen aus dem Woody-Allen-Kosmos sind in galanter Unbekümmertheit und bohémehaftem Snobismus mariniert. Sie sind charmant, verwöhnt und neigen zu Affektiertheit und Verhätscheltheit. Wie Grillen, die über blühende Wiesen hüpfen, schwirren sie mit leichtfertiger Grandezza durch lukullische Restaurants, bukolische Hotelsuiten und Lofts; beschwingte, bezaubernde Elfen, modisch immer auf der richtigen Seite, kulturbeflissen, mit erotischem Flair und im Magnetfeld zwischen Anziehung und Abstoßung. Was aber, wenn die Anziehung ausbleibt, die Kraft des Magnetfelds aussetzt? Dann fallen die Schönen und Verwöhnten sehr tief und könnten sich als arrogante Nervensägen entpuppen. Lauerte die Gefahr nicht schon immer im Kreise von Allens Upper-East-Side-Diven? Mit «Blue Jasmine» lässt er die Katze aus dem Sack.

Tief gestürzt

Die ananasblonde, glasig-porzellanige Jasmine (Cate Blanchett) aus New Yorks High Society trifft es furchtbar. Aus ihrem angestammten Revier der Gourmettempel, Luxuswohnungen und Edelboutiquen, in dem sich von Diane Keaton über Scarlett Johansson bis Penélope Cruz alle Allen-Schönen eben mit unbekümmertem, prickelndem Flirt-Esprit wie Gazel-

len tummelten, ist sie brutal vertrieben worden. Sie ist tief gestürzt in ein Milieu, für das sie nur Verachtung und Spott übrighatte – ins Prekariat. Dort unten, zwischen vulgärer Mode, Spiesser-Wohnungen, kreischenden Rotzbengeln und TV-Glotzern, ist Jasmine für diejenigen, die sie immerhin aufnehmen, eine Parvenü-Krähe. Allens Belustigungen werden schmerzhaft beunruhigend.

Monopoly-Leben in New York

Seine Feuerwerk-Satiren, mochten sie noch so gelächterfroh über Stock und Stein jagen, waren freilich nie frei von sarkastisch-bitterer Verzweiflung. Die verborgenen Triebfedern rumorten nicht nur latent in seinen Filmen. In «Purple Rose of Cairo» (1985) waren die Lebensbedingungen alles andere als poliert, lackiert und schnecke. Die Kellnerin Cecilia (Mia Farrow) führt ein armseliges Leben und findet ihr Glück nur im Kino, wo sie sich ihre Liebe von der Leinwand in ihr Leben holt. Das geht natürlich nicht gut, und ihr Liebestraum platzt. Während sie sich aber von unten nach oben träumte, erwacht Jasmine in einem Albtraum ganz weit unten. In «Blue Jasmine», Allens 44. Film, spiegelt der glänzende Firnis latente soziale Ängste nicht mehr weg. Er ist durchgebrochen, und die Gattin eines Investmentbankers (Alec Baldwin) verschwindet im

Orkus. Als windiger Betrüger entlarvt, landet dieser im Knast, begeht in der Zelle Selbstmord und lässt eine Ehefrau zurück, die komplett pleite ist. Jasmine gelingt es nicht, aus der Welt ihrer Illusionen auszubrechen, was zu ständigen Kollisionen mit der Wirklichkeit führt. Jasmine wird zur Psychoterikerin.

Und so beginnt «Blue Jasmine» in einem Flugzeug mit einer derangierten Jasmine, die eine ältere Dame während des Flugs nach San Francisco mit ihren Problemen nervtötend zulabert. Sie bleibt nicht das einzige Opfer. Auch ihre Schwester Ginger (Sally Hawkins), die sich in downtown San Francisco eine Dreizimmer-Wohnung mit zwei Bälgen aus ihrer geschiedenen Ehe und Lover Chili (Bobby Cannavale) teilt und Jasmine bei sich aufnimmt, braucht Engelsgeduld. Sie ist Verkäuferin und gehört zu jener sozialen Schicht, die Jasmine verachtet. Jetzt ist sie ihr letzter Halt, auch wenn sie permanent darüber schnödet. Eine Glanznummer für Cate Blanchett, wenn sie gegen ihren Willen ihr neues Heim lobt: gottergebenes Lächeln, gottergebenes Geplapper, Gottergebenheit an der Grenze der Belastbarkeit. Sie bewegt sich – im Chanel-Kostüm, mit ihrem Louis-Vuitton-Gepäck und ihrer Hermès-Tasche – so steif wie eine Oberschwester in ihrer Tracht und treibt zugleich auf ihrem Geschnatter dahin wie auf einem anschwellenden Fluss, Pillen schluckend und Wodka nachschüttend.

Jasmine ist nahe am Ersticken, trinkt, nervt die Schwester, die Kinder, den Freund und flüchtet in etwas Unerhörtes: Sie will ihr eigenes Geld verdienen und sucht Arbeit. Alles scheitert. Es ist, als würde sie in Motoröl Wasser treten. Festen Boden unter den Füßen spürt sie erst wieder, als sie auf einer Party den smarten Diplomaten Dwight (Peter Sarsgaard) kennenlernt. Um von ihm nicht abgehängt zu werden, lügt sie ihn an, und kurz vor dem sicheren Einlaufen in einen neuen Luxus-Ehehafen wird sie von Dwight als Schwindlerin erappt. Ihr Monopoly-Leben in New York an der

Seite des öligen Alec Baldwin, der Bernie Madoff nachempfunden ist, wird in Rückblenden eingefügt.

Einziges Paradies

Die amerikanische Kritik sah in der Figur der Jasmine eine moderne Variante von Tennessee Williams' Blanche DuBois aus «Endstation Sehnsucht». Cate Blanchett hatte sie am Broadway zuvor gespielt. Eine Geistesverwandte, die bei ihrer Schwester unterkommt und an den Proll Kowalski gerät. Die Konstellation ist ähnlich, aber bei Williams geht es um die Konfrontation von kultivierter, dekadenter Südstaaten-Innerlichkeit und der brutalen Vitalität in einem von Innerlichkeit entleerten Dasein. Woody Allen hat europäische Metropolen, von Madrid bis Paris, in Idyllen verwandelt, durch die er seine Musen wie Glühwürmchen irren und schwirren liess; schwerelos und heiter, wenn auch mit einem Hauch Melancholie. Mit «Blue Jasmine» ist er in die gebeutelten USA zurückgekehrt, die Idylle ist geplatzt.



Gottergebenes Lächeln, gottergebenes Geplapper.

Cate Blanchett ist von schwindelerregender, manischer, tragikomischer Präsenz. Eine meisterliche Tour de Force. Am Ende sitzt sie alleine auf einer Parkbank, sich wirt rechtfertigend und sich an ihre Erinnerungen klammernd – das einzige Paradies, aus dem ihr vor Einsamkeit schreiendes Ich nicht vertrieben werden kann. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Demnächst kommt ein Remake von Brian De Palmas Horror-Klassiker «Carrie» aus dem Jahr 1976 ins Kino. Was soll diese Remake-Manie? Früher mögen die Neuverfilmungen noch Sinn gemacht haben, aber heute sind doch alle Originale auf DVD präsent. K. K., Liestal



Den Produzenten eines Remakes geht es nicht darum, einen alten, schönen Film einer Generation neu zu bieten, die den alten, schönen Film nicht kennt. So viel rührende

Zuneigung dürfte dem Gewerbe völlig fremd sein. Bei der Remake-Masche, die heute auch nicht inflationärer ist als in Vor-DVD-Zeiten, geht's einzig und alleine um den Erfolg. «Carrie» war ein Hit – wie «Psycho» und viele, viele andere Filme auch; und den will man wiederholen, mit neuer Technik und in aktuellem Zeitgeist-Ambiente. Da kann das Original auf DVD noch so präsent sein, für die Zuschauer-Mehrheit ist das Remake in jedem Fall attraktiver.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Tiergesundheit heute

Von Christoph Landolt

Die Zeit, als der Arzt ganz selbstverständlich der «Herr Doktor» war und seine Gattin, ob Krankenschwester oder Damenschneiderin, die «Frau Doktor», ist passé. Doch auch heute noch schwören viele Ärzte auf das «Dr.» vor dem Namen, nicht nur aus Eitelkeit, sondern auch wegen des Vertrauensvorschlusses, den die Patienten einem Doktor entgegenbringen und der oft schon die halbe Miete ist.

Die Macher von «Gesundheit heute – Die Gesundheitssendung mit Doktor Jeanne Fürst» wissen dies nur zu gut. In 22 Minuten blenden sie den «Dr.» von Moderatorin Jeanne Fürst – blonde Kurzhaarfrisur, warmherziges Lächeln, weiche Gesichtszüge, Basler Dialekt – viermal ein. Zuerst talkt sie mit einem, der von 176 auf 83 Kilogramm abgenommen hat: «Unglaublich, fast halbiert haben Sie da das Gewicht. Grossartig!»

Doktor Fürst leitet über «zum Spezialist, Privatdozent Doktor Ralph Peterli», der den Unterschied zwischen Magenband, -bypass und Schlauchmagen erklärt. Dann ist die Reihe am «Psychiater Doktor Andreas Schmid», der über die Auswirkungen solcher Operation auf die Psyche informiert. Schliesslich schildert eine Direktbetroffene anschaulich die Vor- und Nachteile des Schlauchmagens: «Ich hatte das Gefühl, das Essen hockt mir auf der Brust.» Das ist so weit ganz lehrreich.

Erst auf den letzten der 25 Minuten Sendezeit nimmt der Erkenntniswert der von der *Basler Zeitung* verantworteten Presse-TV-Sendung ab. Auf dem Rundgang mit FDP-Ständerätin Christine Egerszegi durch eine Gesundheitsmesse passiert so wenig, dass sich die Produzenten mit Kalauern aus dem Off weiterhelfen (Egerszegis Arthrose-freie Hand wird mit «kaum erstaunlich für jemanden mit politischem Fingerspitzengefühl» kommentiert, ihre Kraft-Testwerte mit «absolut genügend Rückgrat, um politischem Druck standhalten zu können»).

Doch auch diese Einspielung ist schnell vergessen, wenn Doktor Fürst wieder auf der Mattscheibe erscheint und so viel Lebensfreude und Gesundheit ausstrahlt, dass man hofft, es wäre ansteckend. Merke: Um eine Gesundheitssendung einfühlsam moderieren zu können, braucht es keinen Doktorgrad in Humanmedizin – Doktor Fürst ist studierte Tierärztin.

Gesundheit heute: Samstag, 18.10 Uhr, SRF 1.

Schnittige Autos, coole Frauen

Fashion Days in Schwarz; hochkarätige Fotokunst; Jacky Donatz an der «Soirée végane». Von Hildegard Schwaninger



Farbtupfer: Ex-Miss-Schweiz Fiona Hefti.

Das «Park Hyatt» tritt bei den Mercedes Benz Fashion Days als Sponsor auf. Das Stadtzürcher Luxushotel passt als Partner des rasanten Auto- und Mode-Events bestens. Es hat Urbanität und Sexiness. General Manager Jacques L. Morand (seit zwei Jahren, sein Vorgänger Kurt Straub ist jetzt Hotelmanager in Mexiko) war mit einer Truppe von Mitarbeitern am Eröffnungsabend, das Hotel sorgte für das Catering. In der «Onyx Bar» wurden für die Fashion Days kreierte Drinks serviert, das Personal servierte in von jungen Schweizer Modeschöpfern geschaffenen Kreationen. An der Opening Night im Zelt hinter dem Schiffbau sah man Shawne Fielding – einen Tag nachdem sie im Gerichtssaal gegen Thomas Borer eine Niederlage erlitten hatte. Im knalligen, ultrakurzen Schwarzen stand sie da, und auf die Frage, wie es ihr gehe, meinte sie: «Sehr gut.» So viel Stehaufmännchen-Qualität muss man bewundern; erfrischend in einer Welt, wo alle immer jammern. Dass die Modeschöpfer längst keine Macht mehr haben über die Konsumenten, stach ins Auge: Bunt und knallig wurde für diesen Herbst/Winter propagiert, trotzdem erschien das coole Publikum fast hundertprozentig in Schwarz. Orange-rot Ex-Miss-Schweiz Fiona Hefti, von ihrem Mann Christian Wolfensberger begleitet, und in einem goldenen Tom-Ford-Kleid die Modejournalistin Sandra Bauknecht. Aus Bern angereist der polnische

Botschafter Jaroslaw Starzyk mit Ehefrau Iwona, weil unter den jungen Modeschöpfern auch eine polnische Marke (Zien) war. Frauen, welche die Aufmerksamkeit der Männer suchten, kamen nicht auf ihre Rechnung. Die schnittigen Autos waren scharfe Konkurrenz. Für Unersättliche gab es eine AfterParty im «Indochine».

Modeschöpferin Dorothée Vogel zeigte ihre neue Kollektion «The Big 2014» in der Galerie von Christophe Guye im Zürcher Seefeld, einer der ersten Adressen für hochkarätige Foto-



«Moderne Couture»: Dorothée Vogel.

kunst. Grossformatig hingen, fotografiert von Markus Pritzi, Bilder der neuen Kollektion an den Wänden. Model Seraphine spazierte in den neuesten Kreationen herum, edler Look à la

Jackie Kennedy, in Puder- und Pastellfarben. Zu kaufen sind die kunstvollen Kleider (Dorothee Vogel nennt sie «moderne Couture») in ihrem Atelier im Doldertal. Wer es sich leisten kann (Kleid um 1000 Franken, Mantel um 1500 Franken): Es ist erstklassige Schweizer Qualität.

Der Zürcher Gastronom Michel Péclard nimmt sich zweimal jährlich eine Auszeit und macht eine Ayurveda-Kur. Nicht im Fernen Osten, sondern in Deutschland. Im «Parkschlösschen» Bad Wildstein an der Mosel. Das tut ihm gut («Ich komme jedes Mal als neuer Mensch zurück»), und so beschloss der innovative Unternehmer, das Ayurveda-Team in die Schweiz zu holen. Im «Kiosk», direkt am Zürichsee, wird bis 24. November vegan gekocht. Eröffnet wurde das Gastspiel mit einer «Soirée végane». Jacky Donatz, der ein saftiges Steak zu schätzen weiss, ass die fleischlose Kost mit grossem Appetit, genau wie Irma Dütsch, die demnächst im «Kiosk» kocht.

Buchpräsentation in «Caduff's Wine Loft»: Beat Caduff, Zürichs bekanntester Bündner, stellte sein erstes Kochbuch vor, «Kerl. Küche. Keller». Es kostet 90 Franken, er hat bereits 270 Stück verkauft. Die Idee zum Buch kam ihm an einem Sonntag, als er mit seiner Frau Natascha bei einem Glas Wein zu Hause am Esstisch sass. Caduff gibt in dem Buch seine 99 liebsten Rezepte preis, vom asiatischen Pou-



Kopf- und Bauchmensch: Beat Caduff.

letsalat bis zur Sisteron-Lammschulter mit Frühlingskartoffeln. Der illustrierte Band erzählt auch aus dem Leben des Kopf- und Bauchmenschen, der sich nur mit dem Besten zufriedengibt. Er ist begeisterter Jäger, sein Weinkeller ist eine Sehenswürdigkeit, jeder Gast darf die begehrtare Weinkarte betreten und sich dort eine Flasche aussuchen. Auf seinen Weinreisen fühlt sich Beat Caduff manchmal einsam und hätte gern ein paar Freunde dabei. Zur Buchtaufe erschien auch Jägerfreund und Publizist Karl Lüönd mit seiner neuen Liebe, der Journalistin Esther Scheidegger. Und Caduffs Stammgast DJ Antoine mit Freundin und Mutter.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Gemeinsam führen

Die Psychologin Lianne van Gent, 45, und der Treuhänder Gion J. Fravi, 50, leiten zusammen ein Unternehmen. Verschiedene Systeme ergänzen sich dabei und stehen sich manchmal auch im Weg.



«Klare Absprachen»: van Gent und Fravi.

Lianne: Wenn ein Paar zusammen ein Unternehmen führt, hat es mit zwei Systemen zu tun, die nach unterschiedlichen Gesichtspunkten funktionieren. Beim Unternehmen steht das betriebswirtschaftliche Element im Vordergrund, beim anderen System das familiäre, emotionale. Im Unternehmen werden die Entscheidungen meistens im Hinblick auf die Rentabilität getroffen, in der Familie müssen zwischenmenschliche Probleme gelöst werden. Diese verschiedenen Verhaltensweisen schliessen sich nicht grundsätzlich gegenseitig aus, bergen aber wegen ihrer Widersprüchlichkeit ein erhöhtes Konfliktpotenzial.

Gion: Unsere gegensätzlichen und die sich ergänzenden Persönlichkeitsanteile und Fachkompetenzen sollen nach aussen spürbar sein dürfen. Sie sind unsere Stärke und tragen zu unserer Glaubwürdigkeit gegenüber Kunden und Mitarbeitenden bei. Natürlich birgt das gemeinsame Führen auch Hürden und Stolpersteine. Die Grenze zwischen Arbeitszeit und berufsfreier Zeit ist verschwommen, der Übergang von der Privat- zur Arbeitssphäre und umgekehrt fliessend. Wenn das Unternehmen in einer Krise steckt und unternehmerische Rückschläge bewältigt werden müssen, entsteht ebenfalls Druck auf die Paarbeziehung. Denn beide Part-

ner sind vom Unternehmen abhängig. Beide profitieren vom Florieren der Firma, und beide erleiden finanzielle Einbussen, wenn es der Firma wirtschaftlich nicht gutgeht.

Lianne: Die geschlechtsspezifischen Rollenzuteilungen bei gemeinsam geführten Firmen und Unternehmen kommen auch durch Zuschreibungen von aussen zustande. Häufig ist es so, dass, wenn Kinder da sind, die Frau die Verantwortung für das Familienmanagement übernimmt und deshalb beruflich für eine gewisse Zeit kürzertreten muss. Das heisst natürlich nicht, dass nicht beide Partner weiterhin ihre spezifischen Aufgaben- und Verantwortungsbereiche haben und über die eigenen Entscheidungskompetenzen verfügen sollten. Bei einer gemeinsamen Firma braucht es so oder so klare Absprachen darüber, wer für welchen Führungsbereich zuständig ist, aber auch über das Salär oder über die Entschädigung von Leistungen, welche der Einzelne für das Unternehmen erbringt.

Gion: Kleine oder mittlere Wogen in der Beziehung sollten von aussen nicht erkennbar oder spürbar sein. Im Allgemeinen kann gesagt werden, dass ein Unternehmerpaar bei krisenhaften Situationen, wie zum Beispiel bei einer ernsthaften Krankheit eines Partners oder bei schulischen Schwierigkeiten eines Kindes, sehr stark gefordert ist, weil dann die Arbeit und das Unternehmen verständlicherweise in Mitleidenschaft gezogen werden. Andererseits bildet die Fähigkeit, im Unternehmen gemeinsam Hürden zu nehmen oder Krisensituationen zu meistern, auch eine Basis für eine erhöhte Kompetenz, Krisen im Privatleben anzugehen.

Lianne: Wir lachen immer viel und sind sehr gerne gemeinsam in den Bergen auf einsamen Pfaden unterwegs. Es braucht einen offenen Blick für die Bedürfnisse und Wünsche des Gegenübers und eine stete Bereitschaft, in die Beziehung zu investieren, auch wenn man schon sehr lange zusammen ist. Dies alles hält unsere Partnerschaft sehr lebendig und trägt dazu bei, dass wir nach fast dreissig Jahren immer noch sehr gerne privat und beruflich zusammen sind und dieses Beziehungsmodell weiter leben möchten.

Lianne Fravi, Bettina Plattner-Gerber:
Wenn Paare Unternehmen führen – Ein Handbuch.
Kösel, 367 S., Fr. 44.90. www.fraviundfravi.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Honigmund

Von Andreas Thiel — Man muss mit unseren Bundesrätinnen nur reden. Sie können alles erklären.

Thiel: Frau Leuthard, Ihre sogenannte Energiewende strotzt von staatlich verordneter Kurzsichtigkeit. Sie ist eine Einsargung der Zukunft in die Beschränktheit der Amtsstuben. Mit Planwirtschaft verhindern Sie gerade jene technologischen Fortschritte, die eine Energiewende möglich machen würden. Statt in die Zukunft führen Sie die Energiewirtschaft zurück in die Kohlezeit. Wie reagiert der Gesamtbundesrat darauf?



Leuthard: Wir ziehen eine positive Bilanz. Natürlich muss noch einiges in Einklang gebracht werden. Aber sobald wir die Realität an unsere Theorien angepasst haben, sehe ich keine Probleme mehr.

Thiel: Und dann das ganze Verkehrschaos. Sie brauchen gar keine Tempo-30-Schilder mehr aufzustellen, denn selbst auf der Autobahn kommt man kaum noch schneller voran. Was gedenken Sie als verantwortliche Verkehrsministerin zu tun?

Leuthard: Wir ziehen eine positive Bilanz. Unsere Verkehrsplanung war richtig. Nur der Verkehr hat sich anders entwickelt als geplant. Da muss man sicher noch einiges korrigieren.

Thiel: Und dann noch diese Klimahysterie. Nachdem wir bereits Unsummen in den sogenannten Klimaschutz investiert haben, kommt heraus, dass sich das Klima seit fünfzehn Jahren nicht mehr erwärmt.

Leuthard: Wir ziehen eine positive Bilanz. Wir haben das Thema angepackt, und das ist positiv. Dass sich das Klima dabei nicht an unsere Vorhersagen hält, muss natürlich noch korrigiert werden.

Thiel: Das ist, als würden Sie bei Regen eine Schönwettersteuer erheben mit dem Argument, dass über den Wolken die Sonne scheint. In den 70er Jahren haben uns die Klimaforscher die nächste Eiszeit prophezeit. Und die Umweltwissenschaftler haben in den 80ern das Waldsterben vorausgesagt. Beide Prognosen waren falsch. Was sagen Sie dazu?

Leuthard: Wir ziehen eine positive Bilanz.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

AB
6. DEZ.

-Radio-

BLUESKY

MAGIC MOMENTS

70s – 80s GREATEST HITS

via Digitalradio DAB+, Kabel,
Satellit und auf www.blueskyradio.ch

Digitalradio DAB+ bietet eine wesentlich bessere Tonqualität als UKW-Radio. Auch unterwegs störungs- und unterbruchsfreier Empfang. Automatische Sendersuche nach Radionamen. DAB+ Radios gibt es im Handel bereits ab CHF 30.-. Mehr Infos auf www.blueskyradio.ch



«Für diese Uhr gibt es keine Kategorie»

Breitling-Vizepräsident Jean-Paul Girardin legt seinen Arbeitsweg auch mal per Helikopter zurück und spricht über eine Weltneuheit.



«Fliegen, übrigens, ist nicht schwierig»: Pilot und Uhrenhersteller Girardin.

Herr Girardin, was ist Ihre erste Erinnerung ans Fliegen?

Fliegen war für mich immer schon ein Traum, lange bevor ich 1992 zu Breitling gestossen bin. Die Zusammenarbeit mit den Piloten bei der Uhrenentwicklung war sehr eng, und ich bin dann auch als Passagier einige Male mitgeflogen. Nach ein paar Jahren fragte mich unser CEO Théodore Schneider, ob ich nicht selbst Pilot werden wolle. Ende der neunziger Jahre wurde mein Traum Realität, und ich erhielt die Hubschrauber-Pilotenlizenz.

Hilft Ihnen diese bei der Ausführung Ihrer Arbeit?

Neue Uhren werden immer hinsichtlich ihrer Funktionen, der Lesbarkeit und vieler anderer Punkte entwickelt und getestet. Im direkten Gespräch mit anderen Piloten merkt man sofort, dass man zur gleichen Familie gehört, auch wenn man wie ich erst

ein paar hundert Flugstunden auf dem Konto hat. Doch der Wortschatz ist der gleiche.

Wie oft fliegen Sie heute?

Wenn es das Wetter erlaubt, fliege ich einmal in der Woche per Helikopter von meinem Büro in Grenchen zum Produktionszentrum in La Chaux-de-Fonds, das sind vierzehn Minuten. Von Grenchen bis zum Forschungs- und Entwicklungszentrum in der Nähe des Flughafens Genf benötige ich weniger als eine Stunde von Tür zu Tür. Fliegen, übrigens, ist nicht schwierig, aber die Konsequenzen bei einer Fehlleistung können sehr schwerwiegend sein. Darum müssen wir als Hersteller Qualität produzieren – und nicht bloss kontrollieren.

Wie sieht diese Qualitätsprüfung aus?

Als Kontrolle dient uns die Chronometerprüfung der Kontrollstelle COSC. Unsere Uhren müssen eine hundertprozentige Ganggenauigkeit erreichen. Schon Léon

Breitling, der das Unternehmen 1884 gegründet hatte, war ein Spezialist im Bereich Stoppuhren. Als eine der einzigen verbleibenden unabhängigen Firmen in der Uhrenbranche müssen wir uns schon von jeher auf ein paar wenige Produkte konzentrieren, um den grossen Bekanntheitsgrad der Marke halten zu können. Breitling ist kein Generalist.

Wie wirkt sich das auf die Produkte aus?

Wir bewegen uns in einem Marktsegment, in dem es schwierig ist, kleine Uhren herzustellen. Misst ein Chronograf weniger als 38 Millimeter im Durchmesser, ist er nicht mehr wirklich lesbar. Wir können also im Bereich Frauenuhren nicht das gesamte vorhandene Potenzial nützen.

Die Preise für den mechanischen Chronografen wurden, nachdem Breitling 2009 ein eigenes Kaliber präsentiert hatte und somit zu einer Manufaktur wurde, von 6000 auf 8000 Franken angehoben. Wie rechtfertigen Sie diese Anpassung?

Die Gangreserve beträgt nicht mehr vierzig, sondern siebzig Stunden, und neu verfügt die Uhr unter anderem über eine vertikale Kupplung und ein Säulenrad. Und wir haben die Garantie von zwei auf fünf Jahre erweitert sowie zusätzliche Funktionen in verschiedenen Variationen eingebaut.

Seit den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts pflegen Sie eine enge Zusammenarbeit mit der Royal Air Force, die Sie mit Messinstrumenten ausrüsten. Sind Ihre Uhren primär für Piloten gedacht?

Was sich für Piloten eignet, ist natürlich auch für sogenannte normale Leute geeignet. Getreu unserem Slogan «Instruments for Professionals» sind unsere Uhren mit nützlichen Funktionen ausgestattet, die aber einfach zu bedienen sind. Als Beispiel: Die «Avenger II Seawolf» ist wasserdicht bis zu einer Tiefe von 3000 Metern. So tief geht niemand, aber man erhält sofort ein klares Bild von der Robustheit einer solchen Uhr.

Was wäre eine Neuheit, die sich auch als Weihnachtsgeschenk eignen würde?

Zum 10-Jahr-Jubiläum unserer Partnerschaft mit Bentley haben wir drei neue Modelle mit unseren Kalibern präsentiert: Bo4, Bo5, Bo6. Zudem wird die «Emergency» vielleicht noch dieses Jahr auf den Markt kommen. Die Zertifizierung zieht sich in die Länge, weil diese Uhr aufgrund des Zweifrequenz-Mikrosenders, der ein Notsignal ausstösst, nicht nur als Chronometer zertifiziert werden muss; wir sind hier auch in Verhandlungen mit der Zivilluftfahrt, mit Telekommunikations- und sogar Satellitenorganisationen. Für Produkte dieser Art gibt es noch keine Kategorie.

Jean-Paul Girardin, 55, ist gelernter Werkzeugmaschineningenieur und seit 1999 stellvertretender Generaldirektor von Breitling S.A.

Die Fragen stellte Oliver Schmuki.

Der andere Nebbiolo

Von Peter Rüedi



Frage an Radio Eriwan: Welchen Wein erkennt ein Blinder, ohne ihn zu öffnen?

Antwort: Im Prinzip keinen, es sei denn, er stamme von Travaglini in Gattinara.

Dem erfand Giancarlo, der Sohn des Gründers Arturo, in den fünfziger Jahren die Form einer asymmetrischen, sozusagen vom Goetheanum inspirierten Flasche. Was sich wie die Spinnerei eines Designers ausnimmt, hat praktische Gründe. Die Weine aus der Gegend zwischen (grob gesagt) Lago Maggiore und Novara, brauchen Zeit, will sagen: Sie fällen mit der Zeit etwas Satz aus, sollten also dekantiert werden. Das eben erleichtert die bizarre Form.

Die Nebbiolos aus den Moränenhügeln des Nordpiemonts, hoch geschätzt im 19. Jahrhundert, sind heute fürs breite Publikum im Schatten der Nobilitäten von Barolo und Barbaresco fast verschwunden. Anders gesagt, die Weine aus Boca, Ghemme, Gattinara sind die wahren Geheimtipps der Fans der Königssorte. Ich riskiere bedenkenlos den Vorwurf des Snobismus und behaupte: Einige von ihnen sind interessanter als viele der überteuerten Flaschen aus den Langhe. In aller Regel eigenwillig, zuweilen etwas kantig, mit starken Tanninen für ein langes Leben gebaut; komplex und vielschichtig, in der Nase mit den betörenden Rosen- und Kirschnoten des Nebbiolo, sind sie Weine für Kenner. Ein Minderheitenprogramm, so gesehen, und also nicht umsonst zu haben, wenn auch allemal in angenehmer Preisdistanz zu den Ikonen aus dem Dreieck La Morra–Castiglione Falletto–Barolo.

Mit 42 Hektar Rebfläche schon ein (relativer) Grossproduzent (Antoniolo, qualitativ der Spitzenreiter in Gattinara, bebaut ganze 12, der Konkurrent Cantalupo vis-à-vis in Ghemme 35), macht Travaglini schon parterre einen grossen Gattinara. Auch die Normalversion lagert vier Jahre im (überwiegend grossen) Holz, die Riserva hat ein paar abgründige Noten und ein paar Finessen mehr. Und wohl auch ein paar zusätzliche Altersreserven. Wobei: Bei all diesen mineralischen Wundern dürfen die, die solche noch vor sich haben, in Jahrzehnten denken.

Travaglini: Gattinara DOCG 2007. 13,5%. Donati, Basel. Fr. 24.50. www.donativini.ch

Travaglini: Gattinara DOCG Riserva 2007. 13,5%. Vivando, Sins. Fr. 34.50. www.vivandoweine.ch

Scharf und genau

Von Jürg Zbinden



1 — Mit der «Collection Excellence Platine» möchte Vacheron Constantin die besonderen Eigenschaften von Platin würdigen, das im 18. Jahrhundert von dem Forscher und Astronomen Antonio de Ulloa entdeckt wurde. Das edelste aller Metalle wird von der Manufaktur bereits seit 1820 verwendet. Auch das Modell «Patrimony Traditionnelle Tourbillon 14 Tage» zählt nun zum erlesenen Kreis derjenigen Uhren des Hauses, die für die «Collection Excellence Platine» auserwählt wurden. Ausgestattet ist es mit dem Kaliber 2260, einem mechanischen Handaufzugswerk mit einer aussergewöhnlichen Gangautonomie von 14 Tagen. Zusätzlich zu seinem Tourbillon bei 6 Uhr und dem Zeiger der kleinen Sekunde auf dem Tourbillonkäfig treibt das Kaliber 2260 auch die – leicht dezentrierten – Stunden- und Minutenzeiger sowie die Gangreserveanzeige an. Für die 14 Tage Gangautonomie des Kalibers 2260 von Vacheron Constantin sorgen vier jeweils paarweise angeordnete Federhäuser. Verkaufspreis auf Anfrage. Vacheron Constantin Boutique, Kapellplatz 10, Luzern.

2 — Sie sieht nur alt aus, aber die neue Nikon Df kombiniert ein massives Magnesium-Gehäuse im konsequenten Retro-Look mit modernster Digitalfotografie-Technik. Unter



der Hülle mit Patina steckt der Kern der Profikamera Df mit einem 16,2 Megapixel umfassenden CMOS-Sensor im FX-Format sowie der Bildverarbeitungs-Engine Expeed 3. Verschlusszeit, Blende, Belichtungskorrektur et cetera können über robuste Einstellräder definiert werden, und Nikon hat den Retro-Gedanken konsequent zu Ende gedacht, denn selbst Original-Nikkor-Objektive mit F-Bajonettverschluss können auf die Df geschraubt werden. Die Kamera verbindet stilsicher Form und Funktion und ist gleichzeitig eine schöne Liaison aus digitaler und analoger Technik. Im Kit mit einem Nikkor-Objektiv AF-S 50 mm 1:1,8 G in Schwarz oder Silver ab Ende November für Fr. 3498.– im Handel.

3 — Die neuen Google-Chromebooks von Digitec, dem offiziellen Partner von Google, werden innert Sekundenschnelle gestartet. Sie benötigen keine lästigen Updates und ermöglichen die Nutzung Tausender Apps und Funktionen. Das Samsung-Chromebook XE303C12, Exynos 5250, 11,6 Zoll HD, ist dünn, leicht und handlich, eignet sich ideal für die gemeinsame Nutzung und ist mit Fr. 349.– sehr preiswert. Überdies wird eine Zweijahresgarantie auf das verchromte Notebook gewährt. Bezug: www.digitec.ch.



Auto

Willkommen an Bord

Der neue Range Rover Sport ist elegant und robust zugleich, vor allem aber geräumig und komfortabel. *Von David Schnapp*

Die typische Reaktion von Leuten, die mit mir im neuen Range Rover Sport mitfahren, war etwa die: «Das ist aber ein rechtes Schiff.» Meine Tante, eine starke Persönlichkeit, aber von der Körpergrösse der Popsängerin Kylie Minogue (1,57 m, laut Google), tat sich schwer, auf eleganten Damenschuhen den Beifahrersitz des Wagens zu erklimmen. Einmal oben angekommen, fühlte sie sich dafür dann umso wohler an Bord.

Dabei ist der «Sport» ja der «kleine» Range Rover, der jüngere Bruder des Klassikers, der, so meine ich, das schönste und grösste und vielfältigste Reisefahrzeug der Welt ist. Der neue «Kleine» aber hat einen unschätzbaren Vorteil, der sich einem gar nicht sofort erschliesst. Und jetzt wird es kurz etwas technisch, aber das ist wichtig: Der Range Rover Sport wird auf derselben Aluminium-Monocoque-Plattform gebaut wie der Range Rover. Diese ist um 39 Prozent leichter als die Struktur im bisherigen Modell, die auf dem Land Rover Discovery basierte, und bringt neben dem geringeren Gewicht auch Vorteile im Komfort und in der Geländefähigkeit des Wa-

gens. Schliesslich ist auch der Treibstoffverbrauch mit 8 bis 9 Litern verhältnismässig tief.

Während das Manövrieren beim grossen Range Rover bisweilen Nerven kostet, ist der «Sport» einigermaßen leicht in eine Parklücke zu drehen. Weil der Radstand aber gewachsen ist, hat man nun hinten mehr Platz und sitzt so bequem wie in der Businessklasse eines Airbus. Das Mass an Komfort, welches dieses Auto ermöglicht, ist sowieso grossartig. Das luftgefederte Fahrwerk ist besser als etwa in einem Bentley Flying Spur, und sowohl die weichen Materialien (Leder, viel Leder) als auch die harten (Echtmetall; wenig, so wenig Kunststoff wie möglich) sorgen zusammen mit dem grosszügigen Raumangebot für eine Atmosphäre, in der man sich fühlt, als hätte man im eigenen Wohnzimmer Platz genommen.

Seelisches Gleichgewicht

Zugegeben, ich fahre gerne Geländewagen oder SUVs. Die Übersicht, welche sie bieten, wirkt sich unmittelbar positiv auf mein seelisches Gleichgewicht aus. Den linken Arm auf die dick mit Leder gepolsterte Fensterbank gestützt, lenkt man den Range Rover Sport leicht und entspannt zurückgelehnt durch den Verkehr. Und dann hat man diesen Drehschalter fürs Gelände, könnte ihn drehen und durch einen 850 Millimeter tiefen Fluss oder über Schutt und Geröll fahren. Bloss, mit der Entspannung wäre es dann vorbei.

Range Rover Sport 3.0 SDV6 HSE

Leistung: 292 PS, Hubraum: 2993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h
Preis: Fr. 79 000.-; Testwagen: Fr. 113 700.-

Zu Tisch

Mein Vakuum

Von David Schnapp



Unter all den Geräten, die zum Leidwesen meiner Frau unsere Küche zu einem Ort machen, an dem es so gedrängt zugeht wie in der Tokioter U-Bahn während des Berufsverkehrs, habe ich eines besonders ins Herz geschlossen: Es besteht aus einem quadratischen pulverbeschichteten zeitlosen Stahlkörper, einem Drehknopf, einem Kippschalter und einem roten Knöpfchen – mehr nicht. Es heisst Prive und ist eine Kammer-Vakuummaschine des Schweizer Herstellers Erme, die zwar nur eine Funktion beherrscht, die aber ist entscheidend, wenn man modernistisch kochen will.

Die Möglichkeit, zu Hause vakuumieren zu können, ist ein Gewinn. Oft wird sie genutzt, um Fleisch, Fisch, Obst oder Gemüse in einen Plastikbeutel luftdicht einzuschweissen und das Ganze dann *sous vide*, also in einem Wasserbad oder einem Steamer, bei gleichbleibender Temperatur zuzubereiten. So wird ein Kalbsfilet perfekt rosa garen (ca. 1 Stunde 10 Minuten bei 61 Grad), lassen sich Karotten glasieren (mit Butter, Salz und etwas Zucker; 40 Minuten bei 85 Grad) und Äpfel kandieren (mit etwas Zucker; 3 Stunden bei 75 Grad).

Aber das Vakuum kann noch viel mehr, etwa Gemüse oder Obst mit dem eigenen Saft «impfen»: Äpfel in feine Scheiben schneiden, mit etwas Apfel-, Zitronensaft und Zucker vakuumieren und kühl stellen. Das Obst bekommt ein fast durchsichtiges Aussehen und einen intensiven Geschmack. Frische Kräuter lege ich in ein Weckglas, setze Gummiring und den Deckel auf und vakuumiere sie – so bleiben sie im Kühlschrank tagelang frisch. Überhaupt das Frischhalten: Wer Zeit und Zuneigung in eine schöne Hühnerbrühe investiert hat, kann sie in einen Plastikbeutel füllen, vakuumieren, einfrieren. Später taut man die Brühe auf und freut sich von neuem an ihr. Aus der Vakuum- wird eine Zeit- und Glücksmaschine.



Erme-Vakuumkammermaschine Prive:
Analog-Steuerung,
Pumpenleistung 99,9%/1
mbar, Doppelschweissnaht,
5 Farben; Fr. 1950.-.
Fachmesse Igeho, 23.–27.
November in Basel, Halle
1.0, Stand C33



«Klingt theatralisch, aber ist so»: DJ und Produzent Dorfmeister, 45.

MvH trifft

Richard Dorfmeister

Von Mark van Huisseling — Kann man zu cool sein für die kreative Industrie? Der Wiener DJ und Musikproduzent in Zürich weiss es.

Wo hast du gespielt beziehungsweise aufgelegt am vergangenen Wochenende?» – «Im «Plaza» in Zürich, ein spitzenmässiger Club, es hat eine unfassbar gute Sound-Anlage, es ist *fresh*, ich war überrascht.» – «Und wo arbeitest du kommendes Wochenende?» – «London, im «Koko»-Klub. Und davor, am Donnerstag, bin ich in Wien bei einer Veranstaltung von einem Weingut, das heisst Mayer am Pfarrplatz. Es gibt eine Renaissance des Wiener Weins, den kennt hier niemand, ist aber auf hohem Qualitäts-Level. Mayer am Pfarrplatz organisiert eine Weinbeschallung – wenn Wein bei der Gärung mit Musik beschallt wird, macht das irgendetwas, ich kann es nicht genau erklären, aber es hebt das Niveau. Vielleicht ist es auch nur Marketing, aber ich habe mich dafür begeistern lassen, als alter Weinfreund.»

Richard Dorfmeister, geboren 1968 in Wien, ist ein österreichischer Discjockey und Produzent, steht bei Wikipedia; sein Stil wird als

elektronische Tanzmusik beschrieben. Zurzeit ist er mit seiner (und Rupert Hubers) Band Tosca auf Tour. Bekannt wurden er und Peter Kruder als Kruder & Dorfmeister; ihr Album «The K&D Sessions» von 1998 gefiel Kritikern und verkaufte sich gut, gegen eine Million Doppel-CDs und Vierfach-LPs angeblich (vor der Zeit der Musikbeschaffung auf elektronischem Weg). Dorfmeister lebt mit Familie in Zürich. Der Haftungsausschluss: Ich bin mit ihm bekannt, und der Auftritt von Kruder & Dorfmeister im «Kaufleuten» zirka 1998 ist mir als eine der besten Konzertdarbietungen elektronischer Musik in Erinnerung. Das Gespräch, von dem hier Ausschnitte wiedergegeben werden, fand statt im Restaurant «Bärengasse» in Zürich (wir waren Gäste der Betreiber); der «alte Weinfreund», Dorfmeister, wählte einen «Profundo» aus Mendoza von Walter Bressia.

«Wie viele Tage im Jahr bist du *on the road*, hundert vielleicht?» – «Kommt drauf an, ich

habe auch viele Studiotage [sein Studio befindet sich in Wien]. Weil dort der kreative Prozess wirklich weitergeführt werden kann, ich muss nicht um halb sechs spätestens los, die Kids holen, der Abend ist offen. Diese Tage sind aber limitiert, seit Jahren schon – wir wissen, wie kostbar die Zeit ist, da muss es passieren, sonst ist es halt dann nichts. Klingt theatralisch, aber ist so.» – «Kaufst du noch Alben? Ich höre Musik fast nur noch über Webradios und Spotify.» – «Ja, ich kaufe noch.» – «Was hast du als Letztes gekauft?» – «Ich kaufe dauernd was, aber was war wichtig ...? «Chromeo» ist super.» – «Wie sieht das Geschäftsmodell aus, seit man kaum noch Alben verkaufen kann?» – «Je mehr du selber machen kannst, desto besser funktionierst du. Auch mit dem Akquirieren von Gigs – je besser dein Netzwerk ... Du kannst dich nicht auf den Manager verlassen oder den Support, ausser du schwimmst im Geld und kannst dir die besten Leute kaufen.»

«Wenn du David Guetta, Tiësto et cetera anschaut – warst du zu früh ein «Star-DJ»?» – «Ursprünglich waren wir ja eine Gegenbewegung, Downbeat [eine Stilrichtung, die er miterfunden hat] ist was Warmes, kommt vom Herzen, war gegen das Kalte des Techno der neunziger Jahre.» – «Aber kommerziell gesehen, was macht es aus, dass DJs heute Superstars sind?» – «Chart-Hits, *number one*-Songs, da gehen vierzehnjährige Kids mit ihren Eltern hin. Wir wollten immer Nische, eine grössere Nische, sein, zum Glück. Über die Jahre hat es sich auf ein hohes Level entwickelt, aber wir holen nicht die Masse. Wir waren immer gut dabei, haben uns aber auch verweigert, wir waren einfach so cool, haha. Herrliche Zeiten.» (Kruder & Dorfmeister haben eine Anfrage für eine Zusammenarbeit mit U2 abgelehnt zum Beispiel, mit Depeche Mode aber angenommen.)

«Hast du einen Plan gehabt, als du anfingst Musik zu machen?» – «Es war schon die Idee, das weiterzuführen und einen Stein auf den nächsten zu bauen. Aber es gab auch eine gute Verkettung von Zufällen, wir hatten einen super *run*.» – «Ich meinte, ab Mitte 40, wenn der Wagen angeschoben ist, läuft es fast wie von selbst im Berufsleben, du?» – «Das hatte ich auch gemeint, stimmt aber leider nicht. Was mich eher wundert: dass man mit Mitte 40 immer noch an was glaubt, dass man noch ein Feuer hat, was rauszustellen. Das finde ich beachtlich.» – «Was ist das Wichtigste, das du gelernt hast bis hierher?» – «Keine besondere Weisheit, aber aus Erfahrung: Wenn du glaubst, du bist der grosse Improvisator ... das funktioniert vielleicht einmal, aber dann kommst du richtig ins Schwitzen. Je besser *prepared*, desto besser rockt's.»

Sein liebstes Restaurant: «Hier [Bärengasse], das sind Profis, ich schätze das.» – «Ich auch, aber es steht schon im Text. Und sonst?» – «Am ehesten das «Volkshaus» und das «Rosso.» – «Rosso», Geroldstrasse 31, Zürich, Telefon 043 818 22 54. «Volkshaus», Stauffacherstrasse 60, Zürich, Telefon 044 242 11 55.



Breguet
Depuis 1775



Breguet, créateur.

Der Chronograph Héritage 5400

Als entschieden zeitgemäße Interpretation des traditionellen Breguet-Stils ist der Chronograph Héritage 5400 aus dem vereinten Können und Savoir-faire der Ingenieure, Uhrmacher und Handwerker der Breguet-Manufaktur hervorgegangen. Sowohl das Tonneaugegehäuse als auch das fein von Hand guillochierte und mit einem Monoblock-Stundenkreis geschmückte Zifferblatt sind über beide Achsen elegant geschweift. Eine echte ästhetische und uhrmacherische Kühnheit. Wir schreiben die Geschichte fort...

